VI/2008

IMPULS

Positionen und Konzepte aus dem Verband Evangelischer Diakonen-, Diakoninnen- und Diakonatsgemeinschaften in Deutschland

VEDD

Verband Evangelischer Diakonen-, Diakoninnen- und Diakonatsgemeinschaften in Deutschland e.V.

Diakonat in der Kirche der Freiheit

IN DER REIHE IMPULS – POSITIONEN UND KONZEPTE AUS DEM VEDD – SIND BISHER ERSCHIENEN:

IMPULS I/2003
Spiritualität in, mit und für unsere Gemeinschaften
Vortrag von Prof. Dr. Fulbert Steffensky auf der VEDD-Hauptversammlung am 06.11.2002

IMPULS III/2003
Lernfeld Diakonik
als zentrales Unterrichtsfach der Diakonenausbildung

IMPULS I/2004
Mach"s wie Gott: werde Mensch!
Eine Textsammlung für Kirche und Diakonie zur Diskussion um die Einführung des Diakonats als eines geordneten Amtes der Kirche

IMPULS II/2004
„Kleine Dogmatik der Diakonie" – 2. Auflage

IMPULS III/2004
Was sollen Diakone und Diakoninnen können?
Kompetenzmatrix für die Ausbildung von Diakoninnen und Diakonen im Rahmen der doppelten Qualifikation – erarbeitet und beschlossen von der „Ständigen Konferenz der Ausbildungsleiter und -leiterinnen im VEDD" (KAL) im Frühjahr 2004

IMPULS IV/2004
Bildungswege im Diakonat
Ein Arbeitspapier der Verbände im Diakonat – Stand: Sommer 2004

IMPULS I/2005
Auftrag und Chance diakonischer Gemeinschaften – eine Thesenreihe zur Weiterentwicklung Diakonischer Gemeinschaften

IMPULS II/2005
Geld und Geist
Anmerkungen zum schwierigen Spagat der Diakonie zwischen Ökonomie und Spiritualität – von Dr. Hermann Brandhorst

IMPULS I/2006
Liturgische Kleidung für Diakoninnen und Diakone

IMPULS II/2006
Der Diakonatsprozess
Wo stehen wir eigentlich? – Es geht weiter!

IMPULS I/2007
Unser Tun will reden, unser Wort arbeiten!
Wie Gemeinschaften und ihre Mitglieder professionell diakonisches Handeln entwickeln können.

IMPULS II/2007
Diakon-/Diakonin-Sein heute
Ein Denkanstoß

IMPULS I/2008
Tätigkeitsprofile von Diakoninnen und Diakonen
Ein Arbeitspapier der KAL (Konferenz der Ausbildungsleiterinnen und -leiter der Diakonenausbildung) im VEDD

IMPULS II/2008
„Diakonisch arbeiten – berufsbiografisch unterstützt" –
VEDD-Projekt

IMPULS III/2008
Satzung, Wahlordnung, Geschäftsordnung der Hauptversammlung

IMPULS IV/2008
Diakonische Gemeinschaften heute
Oder: Warum Gemeinschaft unverzichtbar ist.

IMPULS V/2008
Der Glaube als Sinnmitte diakonischer Praxis
Dokumentation des Wichern-Kongresses diakonischer Gemeinschaften am 21. Juni 2008

Die Broschüren können in der VEDD-Geschäftsstelle zum Selbstkostenpreis angefordert werden:
Tel. 030 / 80 10 84 04, Fax - 06, E-Mail: vedd@vedd.de

INHALT

Vorwort 4

Diakonat in der Kirche der Freiheit 6
Vortrag von Bischof Wolfgang Huber bei der Hauptversammlung des Verbands Evangelischer Diakonen-, Diakoninnen- und Diakonatsgemeinschaften in Deutschland (VEDD), Berlin

Diakonisches Handeln angesichts wachsender Ungleichheit in Kirche und Gesellschaft 19
Vortrag zu Diakonenamt von Thomas Zippert beim Brüder- und Schwesterntag Wittekindshof 2008

Impressum 36

VORWORT

Liebe Schwestern und Brüder,

2008 – ein Jubiläumsjahr liegt hinter uns:

- 200 Jahre Johann Hinrich Wichern und Wilhelm Löhe
- 175 Jahre Rauhes Haus
- 150 Jahre Evangelisches Johannesstift

und auch der VEDD blickt zurück auf 95 Jahre seines Bestehens.
... viele Gelegenheiten zu diakonischer Selbstreflexion, Reflexion des Diakonats, des Berufsbildes und Amtes Diakon/in.

Der VEDD hat im Wichernjahr den Ratsvorsitzenden der EKD, Bischof Dr. Wolfgang Huber zur Hauptversammlung eingeladen, um zum Stand der Diakonatsdiskussion im Reformprozess ‚Kirche der Freiheit' zu sprechen.
Vor diesem Hintergrund der im europäischen Vergleich (freundlich ausgedrückt:) unbestimmten Haltung eines Großteils der Landeskirchen zum Diakonat, bekräftigt der Vorstand damit den Grundsatzbeschluss aus 2004:

Wir werden als Verband an der notwendigen kirchenstrukturellen Reform, den Diakonat als ‚geordnetes Amt der Kirche' zu gestalten festhalten. Unter Beibehaltung dieses langfristig verfolgten Ziels muss es aber zukünftig neben anderen diakonats-relevanten Fragen verstärkt darum gehen, den Auftrag von Diakoninnen und Diakonen als in der Kirche Handelnde zu unterstreichen und hier vor allem die „doppelte Qualifikation" hervorzuheben. Dazu gehört auch, die inhaltliche Bedeutung und Öffnung von Diakonischen Gemeinschaften für Kirche und Diakonie zu diskutieren und transparent zu machen.

Anders als vor 200 Jahren wissen heute alle darum, dass Diakonie als solche zwar profilierungsfähig und -bedürftig bleibt, aber schon jetzt „ein starkes Stück Kirche" ist, wie Bischof Wolfgang Huber (siehe Seite 6) sagt. Diakonie – auch darin sind sich alle einig – wird ein „Leuchtfeuer" der Kirche des 21. Jahrhunderts bleiben.

Ein Leuchtfeuer Diakonie braucht den Diakonat, ja setzt ihn (leider!) stillschweigend immer schon voraus, und zwar in allen Formen und Ausprägungen. Hier sind wir in diesem Jubiläumsjahr weitergekommen: Die Verbände im Diakonat mit ihren unterschiedlichen Geschichten und Vorstellungen vom Diakonat haben ihre Zusammenarbeit vertieft.
Was diakonisches Handeln, was „Charakteristika diakonischer Kultur", auch was konkret das Amt des Diakons (oder der Diakonisse) im Verhältnis zu anderen Ämtern der Kirche sind, kurz: was Diakonat konkret ist, werden wir nur gemeinsam näher bestimmen und mit Leben füllen können. Hier ist unser gemeinsames – polyphones, im Schlussakkord hoffentlich aber harmonisches – Zeugnis gefragt.

Vielleicht zeigte das Jubiläumsjahr im Rückblick auch: So eindrucksvoll die diakonischen Gründerväter waren, so wichtig individuelles diakonisches Unternehmertum und unterschiedliche regionale Ausprägungen bleiben werden, die Zeit diakonischer Patriarchen und voneinander isolierter Großfürstentümer ist vorbei. Es geht um das gemeinsame Zeugnis aller Christen in Wort und Tat.

Bischof Huber weist darauf hin, dass statt einer Konzentration auf den Diakonat oder die Amtsfrage darauf ankommt, das Miteinander und die Vielfalt aller Dienste in Kirche und Diakonie zu stärken (IV. Barmer These: „Die verschiedenen Ämter der Kirche begründen keine Herrschaft der einen über die anderen, sondern die Ausübung des der ganzen Gemeinde anvertrauten und anbefohlenen Dienstes.“) Dass dies offensichtlich noch nicht der Fall ist, zeigt ein Blick in Anstellungsverhältnisse und Kirchenordnungen. Der Pfarrberuf ist, um seine Schlüsselstellung zu bewahren, gar nicht auf eine derartige rechtliche Privilegierung angewiesen! Die Amtsfrage stellt sich nicht nur für Diakoninnen und Diakone neu.

Für diese vor uns liegende Aufgabe können die Diakonischen Gemeinschaften ihre durchaus ambivalenten Erfahrungen mit „Dienstgemeinschaft“ in sehr dichten Hierarchien einbringen. Auch die Thesen des Gutachtens der theologischen Kammer der EKD zum Diakonat von 1996 scheinen ebenso wenig erledigt wie reformbedürftig, denn der Blick in die Ökumene (ordained ministry, gegliedertes Amt) lässt sich nicht verbieten.



Diakon C. Christian Klein
VEDD-Geschäftsführer

Berlin, Dezember 2008

DIAKONAT IN DER KIRCHE DER FREIHEIT

Vortrag von Bischof Wolfgang Huber, Ratsvorsitzender der Evangelischen Kirche in Deutschland, bei der Hauptversammlung des Verbands Evangelischer Diakone, Diakoninnen- und Diakonatsgemeinschaften in Deutschland (VEDD), Berlin

„Im Jahre 2030 ist die Diakonie ein zentrales Handlungsfeld der sich auf ihre Stärken konzentrierenden evangelischen Kirche. Jede diakonische Aktivität hat ein deutlich wahrnehmbares evangelisches Profil. Die Verbindung zwischen verfasster Kirche und Diakonie ist besser verwirklicht. Das Eintreten der Kirche für Menschenwürde und Menschenrechte, für Gerechtigkeit und nachhaltige Entwicklung, für Gewaltfreiheit und Frieden prägt die öffentliche Wirksamkeit der Kirche, ihrer Gemeinden und Initiativgruppen."

Mit dieser Vision leitet das Impulspapier „Kirche der Freiheit" vom Sommer 2006 sein Nachdenken über Diakonie als Leuchtfeuer der Kirche ein. Dabei geht es davon aus, dass Diakonie schon heute ein „starkes Stück Kirche" ist. Die vierte EKD-Erhebung über die Kirchenmitgliedschaft „Kirche in der Vielfalt der Lebensbezüge" hat gerade auch die Fernstehenden in der diakonischen Hilfe und Beratung als einen Kernbereich kirchlichen Handelns identifiziert. Indem die Kirche ihrem grundlegenden Auftrag zum diakonischen Handeln nachkommt, eröffnet sie zugleich Begegnungsfelder, in denen Menschen verschiedenster Herkunft und Milieus, Menschen in unterschiedlichen Lebenssituationen und mit unterschiedlicher religiöser Prägung Kirche erleben können. Alte Menschen in unseren Einrichtungen der Altenhilfe, Patienten im Krankenhaus, Hilfesuchende an den Tafeln, aber auch Partner aus anderen gesellschaftlichen Gruppen, Staat und Kommunen, aber auch Sponsoren nehmen diakonische Einrichtungen und Dienste als Teil der Kirche, als ein „starkes Stück Kirche" wahr.

Die Krise der sozialen Sicherungssysteme und der damit verbundene Paradigmenwechsel vom sozialen Wohlfahrtsstaat zum Sozialmarkt unter Einschluss gewerblicher Anbieter, die Krise und der Umbruch des öffentlichen Bildungssystems in Deutschland, die zunehmende gesellschaftliche Ungleichheit auf der einen und ein wachsendes gesellschaftliches Engagement auf der anderen Seite, die Auflösung traditioneller Milieus und die Erosion von Institutionen, Einbußen in den öffentlichen Finanzierungssystemen und auch im Bereich der Kirchen – dies sind nur einige Stichworte zu Veränderungen von denen auch Dia-

konie und Kirche betroffen sind. Beide suchen ihren Ort in einer Gesellschaft, die von wachsender Pluralität geprägt ist. Dabei entsteht bei Vielen der Eindruck: Die Kirche ist ein Anbieter spiritueller und kultureller Vergewisserung unter mehreren. Diakonie ist ein Anbieter sozialer Dienstleistungen neben anderen.

Die EKD und ihre Gliedkirchen beschäftigen sich deshalb mit der Profilierung kirchlicher Orte. Wir verstehen die Kirche neu als intermediäre Institution in ihrer jeweiligen Region. Wir versuchen, die Professionalität der Hauptberuflichen ebenso zu fördern wie das ehrenamtliche Engagement zu stärken. Kirche und Diakonie arbeiten zusammen in der Entwicklung neuer Führungskonzepte und Fortbildungsangebote. Aber auch das Verhältnis von Diakonie und Sozialwirtschaft, die Förderung eines kirchlichen Selbstverständnisses in den diakonischen Einrichtungen und andere, durchaus sensible Fragen im Verhältnis von Kirche und Diakonie stehen auf der Tagesordnung. Qualitätsentwicklung, Mission, Führen und Leiten – so heißen die drei Schwerpunkte, die wir als „Kirche im Aufbruch“ auf der Ebene der EKD derzeit in unserem Reformprozess setzen. Überschneidungsbereiche zwischen Kirche und Diakonie drängen sich geradezu auf.

II.

Die Gefahren sind nicht zu verkennen, die auch für die Diakonie mit den gegenwärtigen gesellschaftlichen Umbrüchen einhergehen. Da ist zum einen die Gefahr, dass Diakonie als ursprünglich treibende Kraft im modernen Wohlfahrtsstaat bis zur Unkenntlichkeit aufgeht; zum andern wird befürchtet, dass eine Fokussierung auf den betriebswirtschaftlichen Erfolg der Unternehmen und Dienste das anwaltschaftliche Mandat schwächt. Die Überzeugung breitet sich aus, dass die diakonische Arbeit auf Gemeinden angewiesen ist, die nah bei den Menschen sind und ihre konkreten Notlagen wahrnehmen. Auch die Denkschrift der EKD „Gerechte Teilhabe“ – eine Denkschrift über Armut in Deutschland - wie das Impulspapier „Kirche der Freiheit“ im Jahr 2006 erschienen, macht darauf aufmerksam, wie gefährlich es ist, wenn Gemeinden unter Milieuverengung leiden und die Lebenslangen von Menschen in Armut und Arbeitslosigkeit gar nicht mehr wahrnehmen. Dass Diakonie eine Lebens- und Wesensäußerung der Kirche ist, muss wieder von beiden Seiten wahrgenommen werden: von Diakonie und Kirche, von den Gemeinden beziehungsweise kirchlichen Regionen ebenso wie von den diakonischen Einrichtungen und Diensten. Ich habe schon vor einigen Jahren in diesem Sinn von „Wichern III“ gesprochen. Ich wollte und ich will damit sagen: Das Wissen um den gemeinsamen Auftrag muss sich auch in einem deutlichen Schulterschluss zwischen Kirche und Diakonie zeigen. Bei der Suche nach einem bildkräftigen Symbol haben wir dafür inzwischen das „Nebeneinandem“ gefunden, ein Tandem, in dem keiner vorne oder hinten sitzt, weil beide nebeneinander fahren. Ich habe ein solches „Nebeneinandem“; Diakonieschüler haben es gebaut und mir geschenkt. Ganz leicht zu steuern ist ein solches Nebeneinandem nicht, das haben Klaus-Dieter Kottnik und ich ausprobiert, aber es geht.

Diakonische Anwaltschaft und kirchliche Stellungnahmen zur Gerechtigkeit sind auf ein gutes Miteinander von Gemeinden und professionellen Diensten der Diakonie angewiesen – genauso wie übrigens die Kirche darauf angewiesen ist, von den reichen Erfahrungen der Diakonie im Blick auf Leitung und Qualitätsmanagement zu profitieren. Darum hält das Impulspapier „Kirche der Freiheit“ am Ende als ein Ziel fest: „Alle diakonischen Einrichtungen und Dienste stehen im Jahr 2030 in einer definierten Kooperations- bzw. Partnerschaftsbeziehung zu den Kirchengemeinden bzw. Kirchenbezirken ihrer Region.“

Das Evangelische Johannesstift in Berlin, das in diesem Jahr sein 150-jähriges Bestehen feiern konnte und in dem wir miteinander zu Gast sind, hat mit einer eigenen Arbeitsgruppe versucht, diese Perspektive im Blick auf eine Zielvision 2020 der Evangelischen Kirche in Berlin-Brandenburg-Schlesische Oberlausitz konkret zu beschreiben. Darin heißt es:

„2020 gibt es in allen Regionen der EKBO ein dichtes Netzwerk diakonischen Handelns vom Besuchsdienstkreis der Gemeinde über die Diakonischen Werke der Regionen zu den diakonischen Unternehmen, in dem vor allem hilfebedürftige Menschen die Unterstützung finden, die sie benötigen. ... Durch Einrichtungen der institutionellen Diakonie geschieht umfassende Beratung und Unterstützung von diakonischen Aktivitäten der Gemeinden. ... Gemeinsame Internetauftritte von regionaler Diakonie und Kirchenkreisen sind selbstverständlich. Hilfesuchende finden hier ebenso wie potentielle Ehrenamtliche aktuelle Informationen und Kontaktadressen. Im diakonischen Wirken der Gemeinden und diakonischen Einrichtungen verdeutlicht und konkretisiert sich das Eintreten der Evangelischen Kirche für Gerechtigkeit und Frieden im gesellschaftlichen Zusammenleben und für die Würde des Menschen von Anfang bis zum Ende seines Lebens.“

„Die Liebe gehört mir wie der Glaube“ – so ist dieses Diskussionspapier überschrieben. Die Erinnerung an Johann Hinrich Wichern, den Gründer des Evangelischen Johannesstifts, die in diesem Zitat zum Ausdruck kommt, ist mehr als eine Reverenz zum Jubiläumsjahr. Die Zusammengehörigkeit von Glauben und Liebe hat eine tiefere Bedeutung. Wo der religiöse Schlüssel vergessen wird, kann es leicht geschehen, dass die Tür zu einer lebendigen Sozialkultur ins Schloss fällt und sich am Ende nicht mehr öffnen lässt. Die Kultur des Helfens, die unser Land geprägt hat und weiter prägen soll, und das Ethos fürsorglicher Anteilnahme können auf diesen Schlüssel nicht verzichten.

Das so häufig zitierte Gleichnis Jesu vom Weltgericht (Matthäus 25) deutet den Einsatz für notleidende Schwestern und Brüder als Begegnung mit Christus und als Ausdruck der Christusbeziehung. Gottesbeziehung und Beauftragung zum Dienst sind aufeinander bezogen. Ethische Fragen am Anfang und am Ende des Lebens, aber auch bei krisenhaften Entscheidungen in Familien- oder Gesundheitsfragen, sozialethische Probleme einer Gesellschaft, in der sich ein Fünftel der Menschen trotz Sozialstaat vergessen und abgehängt fühlt, die Suche nach spirituellen Kraftquellen

bei nachbarschaftlicher Hilfe und Pflege oder bei eigener Gebrechlichkeit, unterschiedliche Antworten der Religionen auf die Frage nach Tod und Leiden – das alles fordert praktisches Handeln und geistliche Klarheit zugleich. Gemeinden und Diakonie sind dadurch gleichermaßen herausgefordert. Diakonische Professionalität und theologische Kompetenz, Fachlichkeit und Spiritualität, Gemeinschaft in Gemeinden und Diensten sind nötig, um diesen Herausforderungen angemessen zu begegnen.

Die organisatorische Unterscheidung zwischen Kirche und Diakonie, die sich in den vergangenen Jahrzehnten herausgebildet und verfestigt hat, braucht nicht zwangsläufig zu einer institutionellen oder gar geistlichen Scheidung zu führen. Aus Prozessen, die einer organisatorischen Unterscheidung bedürfen, lässt sich nicht unmittelbar auch eine inhaltliche Unterscheidung ableiten. Wir können jedoch nicht leugnen, dass die Teilhabe von Kirche und Diakonie am Ausbau des Wohlfahrtsstaats auch eine Selbstsäkularisierung diakonischer wie kirchlicher Arbeit zur Folge hatte. Seit die Gemeindeschwestern Kaiserswerther Prägung nach und nach in ihre Mutterhäuser zurück und in den Feierabend gingen und von Pflegekräften in Diakonie- und Sozialstationen ersetzt wurden, seit die Fürsorgetätigkeit von Diakonissen, die alle Dienste von der Erziehung im Kindergarten bis zum Haushaltskurs, von der Pflege bis zur Altenhilfe abdeckten, einer professionellen Ausdifferenzierung wich, haben sich die Gemeinden mehr und mehr aus diesem Arbeitsfeld zurückgezogen und ihr diakonisches Handeln an professionelle Dienste delegiert. Noch immer aber erinnern sich viele (wenn auch im Wesentlichen von meiner Generation an aufwärts) an die Schwestern mit dem Häubchen – symbolisierten sie doch in ihrer Person die Brücke zwischen Gemeinde und Diakonie, die Verbindung zwischen sozialer Fachlichkeit und gelebtem Glauben, ja, den Diakonat der Kirche. Aber so idyllisch dieser Blick zurück auch ist, so wenig hat es Sinn, die Vergangenheit nostalgisch zu verklären und dies mit der Aussage zu verknüpfen, dass das Bekannte ohnehin verloren sei.

Die Verknüpfung von Spiritualität und diakonischer Praxis, von Gemeinschaft und sozialem Engagement, von Gemeinde und Gemeinwesen, für die die Mutterhäuser und auch die Bruderhäuser über Generationen standen, war eine anschauliche Darstellung des ganzheitlichen Zeugnisses der Kirche, war „Gottesdienst im Alltag der Welt“. Der Verlust dieser spezifisch kirchlichen Prägung von Pflege- und Erziehungsarbeit, von Gemeinwesendiakonie und Obdachlosenarbeit lässt eine Leerstelle zurück. Er wird schmerzhaft deutlich im Rückzug der Gemeinden aus der Trägerschaft und schließlich auch aus der Mitarbeit in Altenhilfeeinrichtungen und Pflegediensten, aber auch in der zunehmenden Ökonomisierung des Leitungshandelns von diakonischen Unternehmen. Wenn aber – und diese Gefahr muss man deutlich sehen - Wort und Tat auseinander treten, verliert die Tat ihr Profil und das Wort an Glaubwürdigkeit. Johann Hinrich Wichern hat deswegen immer wieder betont, dass er mit seinem sozialen Engagement ein zutiefst kirchliches Interesse verfolgte und dass es ihm darauf ankam, die Kirche zu einer diakonischen Kirche zu gestalten.

Für ihn war das untrennbar mit dem Schritt zu einer missionarischen Kirche verbunden. Dafür stehen exemplarisch seine zwölf „Thesen für die Innere Mission als Aufgabe der Kirche innerhalb der Christenheit“, die er 1857 beim Kirchentag in Stuttgart vortrug. In These 8 bekräftigte er die innere Zusammengehörigkeit von Kirche und Diakonie: „Anstalten und Stiftungen sind ebenso der Kirche verpflichtet als die Kirche ihnen. Die Erfüllung dieser Verpflichtung stärkt und bereichert, ihre Auflösung schwächt und verarmt beide.“ Wichern wusste, wovon er sprach. Schließlich kam er aus einer Zeit, in der die diakonische Arbeit in Stiften und Klöstern sich neben der Gemeinde entwickelt hatte, und auch ihm gelang es nur zum Teil, die Vereine und Anstalten der Liebesarbeit in der Inneren Mission so zu organisieren, dass sie nicht nur soziale Veränderungen, sondern auch einen Mentalitäts- und Strukturwandel in der Kirche bewirkten.

Keine Frage: die Personen, die den Diakonat der Kirche leben und ausfüllen, sind dabei entscheidende Brückenpfeiler. Ihr Glaube, ihre Qualifikation, ihr Fähigkeit, Brücken zwischen Kirche und Diakonie zu schlagen sind wesentliche Schlüssel für die Zusammenarbeit. Mit dem „Diakonissenamt“ haben Kirche und Diakonie Profil verloren, und mit dem Diakonen- und Diakoninnenamt muss sich dieses Profil erneut entwickeln. Der Streit, ob es sich dabei überhaupt um ein kirchliches Amt handelte, weil das einsegnende Handeln in der Regel von den Gemeinschaften vollzogen wurde, ist Gott sei Dank heute müßig. Gewichtiger ist da schon die Erinnerung, dass sich bei Wichern und Fliedner ein völlig unterschiedlicher Diakonatsbegriff findet, der dann auch die weitere Entwicklung des Diakonen- und des Diakonissenamtes bestimmt hat. Man kann das exemplarisch sehen an den Gutachten, die beide auf Bitte von Friedrich Wilhelm IV. 1856 für die Monbijou-Konferenz entwickelt wurden, – und das zeigt, dass die innere Unausgeglichenheit im Blick auf das Diakonissenamt mindestens 150 Jahre alt ist: Die jeweilige Zuordnung zur Gemeindeleitung wie zum Pfarramt, die damit verbundenen Fragen des Amtsverständnisses und der Ämterhierarchie, der Zusammenhang zwischen Gemeinschaft und Dienst, Beruf und Lebensstil wurden unterschiedlich verstanden. Ich komme gleich noch einmal darauf zurück. Gemeinsam allerdings war der Gründergeneration des 19. Jahrhunderts die Wahrnehmung und Entwicklung eines eigenen diakonischen Dienstes in der Kirche mit einer ausgeprägten Aus- und Weiterbildung in fachlichen wie in theologischen Fragen und eine reflektierte kirchlich-diakonische Personal- und Organisationsentwicklung.

III.

Als der Graben zwischen Kirche und Diakonie sich Mitte der 70er Jahre des letzten Jahrhunderts wieder vertiefte, erinnerte die Diakonische Konferenz 1975 in Düsseldorf-Kaiserswerth in ihren Leitlinien zum Diakonat daran, dass Diakonie Präsenz der Gemeinde im sozialen Bezugsfeld ist. In der Tradition Theodor Fliedners halten die damaligen Leitlinien fest: „Um diese Präsenz dem Evangelium gemäß zu gestalten, bildet die Gemeinde den Diakonat“. Um dann

in der Wichernschen Linie fortzufahren: „Der Diakonat braucht auf allen Ebenen des kirchlichen Lebens (Gemeinde, Kirchenbezirk, Landeskirche) für seinen Dienst den notwendigen Entfaltungsraum." Das Evangelische Johannesstift in Berlin-Spandau hat dazu in der Zielperspektive 2020 folgende Konkretionen erarbeitet:

„Jede Gemeinde hat mindestens ein eigenes diakonisches Projekt, mit dem sie in der Region tätig ist und nach außen tritt.

An jedem Ort von Diakonie und Kirche ist beides da: Offenheit und Behutsamkeit, Beten und Tun des Gerechten und der Liebe. Menschen, die mit Kirche und Diakonie in Berührung kommen, erfahren hier wie dort die Zusammengehörigkeit von christlicher Botschaft und diakonischem Handeln. ....

‚Jede diakonische Aktivität hat ein deutlich wahrnehmbares evangelisches Profil.' ... Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter sind kompetent und sprachfähig hinsichtlich des christlichen Auftrags, der das diakonische Handeln trägt. Nicht konfessionell gebundene Mitarbeitende werden dabei unterstützt, Grundlagen des christlichen Glaubens kennen und schätzen zu lernen. Sie erfahren Akzeptanz ihrer eigenen weltanschaulichen Position und zugleich ein freundliches Werben für ein Leben im Glauben."

Diese Ausarbeitung ist ein wichtiger Beitrag zu unserem Reformprozess. Sie wirbt für gemeinsame Projekte mit Gemeinden. In jeder Gemeinde soll ein diakonischer Arbeitskreis und ein Diakoniebeauftragter installiert werden, in jeder diakonischen Einrichtung soll es umgekehrt einen Beauftragten für die Zusammenarbeit mit den Kirchengemeinden geben.

Gemeinsame Konvente und Konferenzen sollen für die geistliche Gemeinschaft und die fachliche Verzahnung sorgen. Schon auf Ausbildungsebene sollen die Begegnungsmöglichkeiten zwischen Pfarramt und diakonischen Berufen verstärkt werden, wie es übrigens jetzt im Kompetenzzentrum Diakonie der Kirchlichen Hochschule Wuppertal/Bethel geschieht.

Nicht nur die Anstellungsverhältnisse sollen so gestaltet sein, dass der Wechsel zwischen Kirchenkreisen und diakonischen Unternehmen leicht möglich ist, installiert werden soll auch ein gemeinsames Aus- und Weiterbildungskonzept für kirchliche und diakonische Mitarbeitende sowie für Ehrenamtliche. Mit letzterem hat die Hannoversche Landeskirche gerade begonnen.

Grundsätzlich gilt: Der Diakonat ist Teil des gemeinsamen kirchlichen Dienstes. Wenn wir ihn weiter entwickeln wollen, muss es darum gehen, die grundlegenden persönlichen und funktionalen Kompetenzen des Dienstes – wie Sprachfähigkeit des Glaubens, Knüpfen, Gestalten und Aufrechterhalten von Beziehungen auch in Krisen, das Mitsein mit den Leidenden und allen Geschöpfen, die Hermeneutik der christlichen Quellen und Traditionen, ethisches Unter-

scheidungsvermögen und die Bereitschaft zum Vertrauen in Unsicherheiten – mit der Professionalität im jeweiligen Arbeitsfeld zu verbinden. Das gilt für die pädagogische Diakonie ebenso wie für die Pflege, für die Beratung ebenso wie für die Medizin. Das alles hat übrigens auch Bedeutung für die Professionalität und Spiritualität im Pfarramt und in den anderen gemeindlichen Diensten. Denn auch das Pfarrbild muss, wie das Impulspapier „Kirche der Freiheit“ zeigt, neu ausgerichtet und beschrieben werden.

Das Nachdenken über den Diakonat der Kirche kann aber auch einen neuen Impuls für unser Verständnis von Theologie und Professionalität im Leitungshandeln von Kirche und Diakonie frei setzen. Verschiedene Impulse des DW EKD aus dem letzten Jahr zeigen, wie nötig es ist, die theologische und geistliche Kompetenz von Führungskräften und Aufsichtsräten in der Diakonie zu stärken. Umgekehrt können Erfahrungen und professionelle Kompetenzen aus der diakonischen Arbeit den Leitungsgremien in der Kirche neue Impulse geben. Das würde dazu beitragen, die Vielfalt der Dienste, von der in der Barmer Theologischen Erklärung von 1934 maßstabsetzend die Rede ist, lebendig erfahrbar zu machen.

Dialogorientierung muss freilich schon in der Ausbildung beginnen; das Zielpapier des Evangelischen Johannesstifts hat das deutlich gemacht. Die Aus- Fort- und Weiterbildung von Pfarrern und Pfarrerinnen, von Pädagogen und Pädagoginnen, von Kirchenmusikerinnen und Kirchenmusikern sowie in diakonischen Berufen in der Kirche sind noch immer zu wenig verknüpft. Theologische Fakultäten und kirchliche Fachhochschulen sind, von Ausnahmen abgesehen, erst seit kurzer Zeit in einen diakoniewissenschaftlichen Dialog eingetreten. Die jeweiligen akademischen oder Fachhochschulabschlüsse der Theologen und Theologinnen, Sozial- und Pflegewissenschaftler, Juristen und Ökonomen in der Diakonie können heute im Kontext modularisierter Ausbildungsgänge noch stärker aufeinander bezogen werden. Das kann sogar in einem europäischen Zusammenhang geschehen; die Arbeit an einer Kompetenzmatrix im Kontext des Brügge-Kopenhagen-Prozesses und die gewachsene europäische Zusammenarbeit der diakonischen Gemeinschaften können dabei eine wichtige Hilfe sein.

Wir dürfen aber auch der Zukunftsfrage nicht ausweichen, welche Aus- und Weiterbildungsgänge die Kirche selbst vorhalten muss und wo sie Module anbieten kann, die helfen, sich auf dem Hintergrund von Kirche und Glauben mit der eigenen Berufsrolle auseinander zu setzen. Noch bietet die verfasste Kirche kirchliche Verwaltungslehrgänge an, während die Diakonie mit Betriebswirten arbeitet, denen in der Regel ein spezifisches Wissen über das kirchlich-diakonische Aufgabenfeld fehlt. Eine kirchlich-diakonische Zusatzqualifikation für Ökonomen und Verwaltungsfachwirte ist sicherlich ein unerlässliches Element für die Zukunft. Ebenso wichtig ist es, dass Ausbildungsgänge erhalten bleiben und weiterentwickelt werden, in denen sozialfachliches oder pflegefachliches Wissen mit ethischen oder gemeindepädagogischen Fragestellungen verbunden wird, in denen

Professionalität und Spiritualität von vornherein aufeinander abgestimmt sind. Allerdings wäre es falsch, davon auszugehen, dass es genügen würde, einen durchgängig fachspezifisch konzipierten Ausbildungsgang lediglich mit einem einzigen Zusatzmodul auszustatten.

Aber nicht nur an der Spitze, sondern auch an der Basis ist ein abgestimmtes System von Basis- und Einführungslehrgängen nötig. Als Ergebnis einer Befragung, die Miriam Rappel im Jahr 2002/2003 durchgeführt hat, hält das Diakonische Werk der EKD deswegen fest: „Notwendig ist die Erstellung einer bundesweiten Übersicht über Kursangebote in der diakonischen Aus-, Fort- und Weiterbildung. Curricula sollten miteinander verglichen, ins Gespräch gebracht und optimiert werden. Ein Ausbildungswegweiser für Diakoninnen und Diakone sollte im Internet leicht verfügbar sein."

Aber nicht nur die Mitarbeitenden, auch schon die Schülerinnen und Schüler müssen uns am Herzen liegen. Ich denke an die Begleitung der verschiedenen Diakonie-Praktika in allgemeinbildenden und berufsbildenden Schulen. Der Stellenwert sozialen Lernens in allgemein- und berufsbildenden Schulen, aber auch Impulse zum bürgerschaftlichen Engagement in Schulen und Betrieben müssen deswegen auf unserer Agenda hoch angesiedelt bleiben. Es ist richtig, dass wir uns um die kostbare Gruppe derer sorgen, die ihren sozialen Dienst mit spiritueller Achtsamkeit und ethischem Bewusstsein tun wollen – sie brauchen Stärkung, Bildungsangebote, das Bewusstsein einer starken Gemeinschaft und eines kirchlichen Mandats. Genauso wichtig ist aber, dass wir die Zukunft sozialer und pflegerischer Arbeit insgesamt und damit die Zukunft des kirchlichen Engagements in diesem Feld im Blick haben. Diese Zukunft beginnt mit den heutigen Schülerinnen und Schülern. Mit Recht haben deswegen die Gemeinde- und Religionspädagogen daran erinnert, dass nicht nur über den Diakonat der Kirche, sondern auch über den Katechumenat, den durchgängigen Bildungs- und Erziehungsauftrag und die damit verbundenen Fragen des Verhältnisses von Vokation und Ordination zu reden sei. Man kann auch noch andere kirchliche Berufsgruppen, zum Beispiel die Kantoren, die genauso mit Recht sagen, dass ihr Ort im Gefüge der Kirche immer undeutlicher wird, in diese Überlegung einbeziehen. Die Debatte um den Diakonat ist in diesem Zusammenhang ein hilfreicher Impuls, die grundsätzliche Diskussion voran zu treiben.

IV.

Vor 152 Jahren war die Frage nach der Zukunft des Diakonats die entscheidende Frage der Kirchenreform. Wenn Sie heute nach der Bedeutung des Diakonats für die Kirche der Freiheit fragen, nehmen Sie dieses Thema wieder auf. Als der preußische König Friedrich Wilhelm IV. im Jahre 1856 Theologen und Beamte der staatlichen Verwaltung zu der legendären Konferenz nach Schloss Monbijou einlud, war er mit der Gründergeneration der Inneren Mission der Überzeugung, dass es zwei apostolische Ämter gebe, nämlich das der Wortverkündigung und das Diakonen- oder Diakonis-

senamt. Die inzwischen eingetretene Entwicklung zur „Pastorenkirche“, so meinte er, bedürfe angesichts der sozialen Herausforderungen dringend der Korrektur. Dazu schlug er eine neue Synodalordnung vor, in der neben den Pfarrern und Presbytern auch den Diakonissen und Diakonen kirchenpolitischer Einfluss zugebilligt werden sollte – genauso wie den Hausvätern als Vertretern der Familienverbände. Auf dem Hintergrund von Wicherns Dreiständelehre sollte damit neben der kirchlichen auch der freien und der bürgerlichen Diakonie Raum gegeben werden. Allerdings war die Ständeordnung der Diakone und Diakonissen, die „Dienerordnung“, wie es in der Vorlage hieß, damals schon umstritten. Während Theodor Fliedner aus Kaiserswerth das Diakonenamt nach reformierter Tradition als ein verantwortliches Laienamt im Leitungsgremium der einzelnen Kirchengemeinden sah, das die Arbeit der diakonischen Mitarbeiter steuerte, dachte der Lutheraner Wichern gesamtkirchlich und wollte im Gegenüber zu den öffentlichen Trägern die eigenständige Stellung des diakonischen Dienstes innerhalb der Kirche stärken. „Wir meinen, die Kirche, die einen lebendigen, geisterfüllten, einen der Kirche würdigen Diakonat will, muss in den Garten der freien Diakonie eintreten, der bereits bestellt ist, Blüten treibt, Früchte zeitigt. ... Und wo das ist, da ist Diakonie, wenn auch noch nicht Diakonat. Aus diesen Christenherzen ... aber kommt der Ruf nach dem Diakonat; in diesen Kreisen ist auch der Beruf zum Diakonat, in ihnen muss auch von der Kirche aus die Berufung zum Diakonat erfolgen“, schrieb Wichern. Mit seinem Plädoyer für ein eigenständiges diakonisches Amt auf allen Hierarchieebenen konnte Wichern sich jedoch nicht durchsetzen.

Dass die EKD-Synode 1993 in Osnabrück diesen Faden wieder aufnahm und der Kammer für Theologie den Auftrag gab, „im Zusammenwirken mit dem Diakonischen Werk der EKD ein Gutachten über Gestalt und Einführung des Diakonats als geordneten Amtes der Kirche zu erarbeiten“, hat wohl weniger mit den bis heute nicht abschließend geklärten Fragen der Gleich- oder Unterordnung des Diakonenamts unter das Predigtamt, sondern mehr mit der Pluralisierung der Gesellschaft und der Professionalisierung und Säkularisierung sozialer Arbeit zu tun. Denn in dem Gutachten der Kammer für Theologie, das der EKD-Synode 1996 vorgelegt wurde, heißt es : „Solange die christliche Gemeinde sich ... identisch mit der bürgerlichen Gemeinde ansehen durfte, konnten diese Aufträge zur Linderung sozialer Not auch von der bürgerlichen Gemeinde vergeben und versehen werden. Diese Situation besteht heute nicht mehr. In einer pluralistischen Welt sieht sich die christliche Gemeinde herausgefordert, ihre Lebensäußerung und ihre Liebe gegenüber den Notleidenden gemäß Artikel VI der Confessio Augustana auch durch eine eigene, nach außen kenntliche Institution, das geordnete diakonische Amt, wahrzunehmen.“ Damit nimmt die Kammer die Herausforderung auf, in einer nachchristlichen – jedenfalls „nachchristentümlichen“ -, pluralistischen Welt den Zeugnischarakter des Dienstes von Christen deutlich zu machen. Der Diakonat als geordnetes Amt soll das kirchliche Mandat der handelnden Personen in Pflege und Fürsorge, Beratung und Seelsorge, Erziehung und Bildung klären. „Die im diakonischen Dienst stehenden Personen brauchen den Rückhalt im Auftrag

der Kirche“, heißt es in der Stellungnahme, und das ist in meinen Augen der Kern dieser gesamten Bemühungen. Die öffentliche Mandatsübertragung könne diesen Rückhalt deutlich machen.

Damit aber kommt das Gutachten nicht umhin, die ungeklärten Fragen von Monbijou wieder aufzunehmen – ohne sie allerdings verfassungsrechtlich lösen zu können. Das dreigliedrige, gestufte Amtsverständnis wird ebenso abgelehnt wie der anglikanische Begriff des „ordainend ministry“, in dem Predigtamt und Diakonat zusammengefasst werden. Bezug genommen wird stattdessen auf die IV. These der Barmer Theologischen Erklärung: „Die verschiedenen Ämter der Kirche begründen keine Herrschaft der einen über die anderen, sondern die Ausübung des der ganzen Gemeinde anvertrauten und anbefohlenen Dienstes.“ Zwar gelang es in der Zeit der Bekennenden Kirche nicht, das hier dargelegte Verhältnis von Herrschaft und Dienst auch im Blick auf die Einrichtungen der Diakonie zu diskutieren, die sich damals in besonderer Weise mit ethischen Fragen, insbesondere mit der Menschenwürde auseinandersetzen mussten. Aber grundsätzlich kann man den Ansatz der IV. These von Barmen durchaus als einen Ausgangspunkt für eine umfassende Überlegung zu einer Theologie des kirchlichen und damit auch des diakonischen Amts ansehen.

Wer sich also mit der Frage nach dem Diakonat der Kirche auseinandersetzt, bekommt es mit einer langen und verwickelten Diskussion zu tun. Selbst in den diakonischen Gemeinschaften, die zu den Impulsgebern des Synodalbeschlusses von 1993 gehörten, musste ja zunächst einmal am unterschiedlichen Diakonatsverständnis der Schwestern- und Bruderschaften, der Pflegenden im Zehlendorfer Verband und den Berufsgruppen der Diakoninnen und Diakonen gearbeitet werden – von Ausbildungsstandards bis hin zur Verbindlichkeit der Gemeinschaft und zum Verständnis von Professionalität und Spiritualität. Ich bin dankbar dafür, dass diese Diskussion in Ihren Reihen aktiv und eigenständig geführt wurde und das sie schließlich zu einer gemeinsamen Stellungnahme gefunden haben. So weit ist die Kirchenkonferenz, wie Sie wissen, nicht gekommen. Bis heute gibt es keine gemeinsame Richtlinie für den Umgang der Landeskirchen mit dieser Frage.

Das Ringen um die „Ordination zum Diakonat“ hat vielmehr Konfliktlinien sichtbar gemacht, für die es derzeit keine Lösungen gibt. Neben den unterschiedlichen konfessionellen Positionen zur Ämterlehre schien es vor allem um die Bedeutung der verschiedenen Berufsgruppen und Arbeitsfelder im Zeichen knapper werdender finanzieller Ressourcen zu gehen. Ich verstehe die Enttäuschung, die Sie empfinden müssen, wenn die Frage nach dem Diakonat als kirchlichem Stand allzu schnell mit der Frage der Finanzierung eines Berufsfelds verbunden wird; ich kann auch den Ärger nachvollziehen, den Mitarbeitergruppen im diakonischen, pädagogischen oder kirchenmusikalischen Dienst empfinden, wenn die Schlüsselstellung des Pfarrberufs für Kirche und Kirchenreform betont wird, und man eine vergleichbar intensive Diskussion über den Ort anderer kirchlicher Berufsgruppen vermissen muss. Denn das ist nur dann gerechtfertigt,

wenn in diesem Beruf Ordination wirklich als Auftrag zur Koordination verstanden wird, und wenn mit der Behandlung des Pfarrberufes als einer Schlüsselposition die Erwartung verbunden ist, dass das Verhältnis von beruflich und ehrenamtlich für die Kirche Tätigen neu geklärt wird.

Aus einer anderen Perspektive kommt man allerdings an dieser Koordinationsfrage gar nicht vorbei. Anders als zu Wicherns oder Fliedners Zeiten ist heute vollkommen unumstritten, dass Diakonie ein „starkes Stück Kirche“ ist. Und unsere Einrichtungen und Dienste haben eine so starke Position auf dem Sozialmarkt, dass dem Arbeitsplatzabbau in der Kirche ein Zuwachs in der Diakonie entspricht. Vielleicht berührt auch deshalb die Frage nach dem Diakonat als geordnetem Amt der Kirche die Mehrzahl der Mitarbeitenden in der Einrichtungsdiakonie kaum. Für sie hat diese Debatte um den Diakonat weder finanzielle Relevanz noch Konsequenzen für ihre beruflichen Perspektiven. Die Idee des Diakonats als geordneten Amts der Kirche hat sich auch deshalb bisher noch kaum als Ferment zur Verknüpfung von Professionalität und Spiritualität in den relevanten diakonischen Berufen und Handlungsfeldern erwiesen. Das mag darin begründet sein, dass die Entwicklung diakonischer Unternehmen zu Dienstleistungsagenturen, die damit verbundene Aufgaben- und Leistungsorientierung auch der Berufsträger, aber auch die Erwartung an berufliche Flexibilität und Mobilität ein funktionales und zeitgebundenes Dienstverständnis nahe legen, das mit dem traditionellen kirchlichen Amtsverständnis nicht mehr kompatibel ist. Eine Befragung zum diakonischen Amt an der Fachhochschule in Darmstadt jedenfalls zeigte die Sorge vieler Studierender, durch eine besondere Betonung des Diakonats als geordneten Amts könnte eine kirchliche Hierarchie – möglicherweise sogar in Form des gegliederten Amtes – in die Diakonie der evangelischen Kirche Einzug halten, so dass die kirchliche Sozialwirtschaft zusätzlich hierarchisiert würde. Die moderne Differenzierung von privatisierter Religion und beruflicher Arbeit in der Diakonie hat eben das traditionelle Verständnis von Zeugnis- und Dienstgemeinschaft genauso in Frage gestellt wie den Zusammenhang der „Amts“-Kirche mit der „professionellen“ Diakonie.

V.

Es ist an der Zeit, daran zu erinnern, dass die Diakonatsdiskussion des 19.Jahrhunderts im Kontext des Kirchenreformprojekts der Inneren Mission stand und zugleich ein Ausdruck für einen neuen Brückenschlag zwischen Kirche und Gesellschaft war. Ich glaube, wir müssen diese Zielsetzung übernehmen, ohne uns an die damaligen Instrumente zu ketten. Es gelte, „in die Tiefen der Gottheit“ zurückzukehren, um in die Tiefen der Menschen, in ihre Nöte und in die Tiefen der ihnen gebotenen Hilfe einzudringen“, schreibt Wichern 1856 in seinem Gutachten. Das mag aus heutiger Sicht in einer fremden Sprache formuliert sein, in der Sache ist er uns auf neue Weise nah. Die Suche nach geistlichen Quellen korrespondiert mit der Suche nach angemessenen Antworten auf die prekären Lebenslagen der Menschen. Es ging um eine Bewegung, es ging um Veränderung. Diese Dynamik wird im eher statischen Amtsbegriff für unser

heutiges Verstehen nicht deutlich; ja, der Begriff selbst ist im Kontext der Dienstleistungsgesellschaft missverständlich, auch wenn er theologisch gesehen den Dienst beschreibt. Auch die Zugehörigkeit zu einer diakonischen Gemeinschaft hat in den modernen diakonischen Unternehmen kaum noch Bedeutung für Ausbildung und Berufskarriere; umgekehrt spielt die Einsegnung in den Kirchen nur eine untergeordnete Rolle, wenn es um Kollegialität und Entscheidungsverfahren geht.

Das darf aber nicht den Blick darauf verstellen, dass diejenigen, die ihren Dienst in der Diakonie theologisch reflektieren wollen und über ihren Dienst hinaus spirituelle Gemeinschaft suchen, gerade in Zeiten der Ökonomisierung sozialer Arbeit einen wesentlichen Beitrag zur Profilierung der Diakonie leisten, und dass die Freiwilligen, die in der Diakonie Gemeinschaft suchen, zu einem Dienst bereit sind, der mehr ist als Dienstleistung – nämlich eine Entdeckungsreise zu sich selbst in der Begegnung mit Gott. Der Diakonat als Kirchenreformprojekt darf deswegen nicht nur als innerkirchlicher Streit um Ordinations- und Verteilungsfragen verstanden – und damit vorläufig ad acta gelegt werden. Mehr denn je brauchen wir eine kirchlich verankerte und spirituell verdichtete diakonische Professionalität, um innerhalb und außerhalb der Gemeinden und der diakonischen Dienste Lernprozesse anzuregen. Es geht darum, die spirituelle Dimension im sozialen Alltag wahrzunehmen, ethische Entscheidungen theologisch zu reflektieren, den Blick über den Augenblick hinaus auf Herkunft und Zukunft des Lebens zu richten und auch in Unsicherheiten standzuhalten. Es geht darum, wahrzunehmen, was geschieht, und nach Gottes Willen zu fragen. Es geht darum, Gemeinschaft anzubieten und aufrecht zu halten. Sicher geht es heute auch darum, den neuen Zeit- und Leistungsdruck sowie die Arbeitsverdichtung in professionellen Diensten kritisch zu reflektieren und die nötigen Widerstandspotenziale zu vermitteln. Es geht, um mit Wichern oder Fliedner zu sprechen, um nicht mehr und nicht weniger als die Gestaltwerdung des Reiches Gottes mitten in den Herausforderungen der Gegenwart.

Die Gemeinschaft, in der Gottes Wort gehört und sein Name angerufen wird, die Gemeinschaft, in der Brot und Wein geteilt werden, ist Quelle und Symbol diakonischen Handelns, Schnittpunkt und Fluchtpunkt des Ineinanders von Kirche und Diakonie. Die Glaubwürdigkeit der eucharistischen Gemeinschaft und damit der Kirche selbst steht deswegen auf dem Spiel, wo es in ihrem Wirkungsbereich an Gerechtigkeit und Barmherzigkeit fehlt. Aus dem Konflikt um den allgemeinen Diakonat der ganzen Gemeinde erwächst in der Ursprungsgeschichte des Diakonats (Apostelgeschichte 6) die Begründung des diakonischen Auftrags. Auch der Diakonat des 19. Jahrhunderts ist im Kontext weiter gefasster diakonischer Gemeinschaften entstanden. Brüderhäuser und Schwesternschaften verstanden Diakonie eben nicht nur als Ausdruck und Funktion des institutionellen Handelns der Kirche, sondern als Ausdruck einer Lebens-, Glaubens- und Dienstgemeinschaft – also als Ausdruck von Kirche als Gemeinschaft der Glaubenden. Dabei zeigte sich das Kirchesein an der Verknüpfung von Aktion und Kontemplation,

an der Gegenwart des Sakraments inmitten der alltäglichen Hingabe. Dieser Zusammenhang besteht nicht mehr in der überlieferten Form – genauso wie der von Beruf und Lebensgemeinschaft, von grundsätzlicher Berufung und einem bestimmten Beruf oder von Spiritualität und diakonischer Professionalität. Diese Verbindung muss heute neu geknüpft werden, in anderen Formen, als dies im 19. Jahrhundert auf eine für lange Zeit prägende Weise geschah. Die Diskussion über den Diakonat ist einer der Kristallisationspunkte für die neue Suche nach dieser Verbindung. Darin sehe ich die entscheidende Bedeutung dieser Diskussion.

Denn auch heute wächst Gemeinschaft, wo Menschen einander vor Gott begegnen – in Krisen, an Schwellen, im sakramentalen Handeln, in Erziehung und Sterbebegleitung. Gerade an diesem letzten Beispiel kann man sehen, wie die unterschiedlichen Berufsgruppen alle in ihrem professionellen und mit ihrem geistlichen Handeln gefragt und beteiligt sind und wie mit den unterschiedlichen Bedürfnissen und Phasen des Sterbenden zugleich die Vielfalt der Begleiterinnen und Begleiter mit ihren unterschiedlichen Gaben und Aufgaben in den Blick tritt. Diakonische Gemeinschaften können daran erinnern, dass ein solches Beziehungsgefüge das Unverwechselbare der Einzelnen stärkt und allen Charismen Raum gibt. Das allgemeine Priestertum, das allgemeine Diakonat, die Vielfalt der Charismen ist es, was uns trägt. So allein werden wir auch in der Lage sein, dafür zu sorgen, dass wir in der Pluralität der modernen Gesellschaft die Antworten des Glaubens kommunizieren können - in unterschiedlichen Ämtern und Diensten, mit verschiedenen Kompetenzen und Lebenserfahrungen.

Für die Diskussion über den Diakonat wird deshalb die Öffnung für Mitarbeitende mit anderen Ausbildungen wie für einen stufenweisen, modularisierten Weg der Zertifizierung der Bildungsgänge genauso wesentlich sein wie die Entwicklung von begleitenden Angeboten für Mitarbeitende vom Mentorat bis zur geistlichen Begleitung. Dass Ihr Verband dies ins Gespräch mit den anderen diakonischen Verbänden einbringt, nehme ich dankbar wahr. Ich hoffe darauf, dass sich hieran ein fruchtbarer Anknüpfungspunkt für die kirchlich-diakonische Personalentwicklung insgesamt zeigen wird.

Denn die zu Grunde liegende Fragestellung geht alle an. Es geht um die wechselseitige Beziehung von Gottesdienst und Dienst im Alltag der Welt, um die Verbindung von Auftrag und Leben. Mit dem Begriff Diakonat wird die Einheit des Dienstes in aller organisatorischen und funktionalen Ausdifferenzierung festgehalten. Dazu gehören ohne Zweifel neben fachlicher und sozialer Kompetenz theologische Qualifikation, spirituelle Vertiefung und die Bereitschaft, sich in den Dienst der Kirche Jesu Christi zu stellen. Auf diese Bereitschaft antwortet die Kirche mit Zuspruch und Bestätigung. Dass dies immer öfter und gut abgestimmt geschehen kann, dafür will ich mich persönlich auch weiterhin einsetzen. Damit für jedermann erkennbar wird, wes Geistes Kind wir sind und um wessen Dienst es geht.

Wolfgang Huber
12. November 2008

DIAKONISCHES HANDELN ANGESICHTS WACHSENDER UNGLEICHHEIT IN KIRCHE UND GESELLSCHAFT[1]

Vortrag von Thomas Zippert, Leiter der Hephata Akademie für soziale Berufe, zum Diakonenamt auf dem Brüder- und Schwesterntag 2008 in Wittekindshof

Meine Aufgabe verstehe ich so: Ihnen mit diesem Impuls von außen einige gute Gründe und Argumente zur Diskussion zu geben, um das Diakonenamt und seine Aufgaben in einer Kirche und Gesellschaft wachsender soziale Ungleichheit genauer zu verstehen.
Das im Wichernjahr zu tun, ist natürlich ein gewagtes Unterfangen, zumal ich mit meinen Gedanken über das Diakonat nicht bei Wichern ansetze – mal sehen, wie Sie als Diakoninnen und Diakone es wahrnehmen!
Die Hauptthese vorweg: Bei wachsender Ungleichheit sind Diakoninnen und Diakone unverzichtbar, um nämlich mit ihren vielfältigen Kompetenzen den negativen Folgen von Ungleichheit bei der Erfüllung des Auftrags der Kirche zu begegnen. Mit der Beziehung auf Ungleichheit möchte ich Ihnen einen roten Faden an die Hand geben, mit dem das möglicherweise gelingen kann. Und: Der Begriff „Ungleichheit“ ist besonders gut geeignet, theologische und sozialberufliche Argumentationen zu verknüpfen.
Um diese These zu belegen, werde ich drei Schritte mit Ihnen gehen.

1. Vor welche besonderen Herausforderungen stellt die wachsende Ungleichheit den kirchlichen Auftrag, das Evangelium in Wort und Tat zu kommunizieren?

2. Was ist der besondere Beitrag des Diakonenamts zur Erfüllung dieses Auftrags?

3. Welche Kompetenzen brauchen Diakoninnen und Diakonen dazu?

Ich glaube, dass der doppelt qualifizierte Diakonat ganz besonders gut vorbereitet und ausgebildet ist, um Kirche und Diakonie in ihrer gegenwärtigen Lage zu verhelfen, ihren Grundauftrag zu erfüllen, nämlich das Evangelium zu kommunizieren – in Wort und Tat, Brücken bauend über wachsende Gräben sozialer Ungleichheit hinweg.

1. VOR WELCHE BESONDEREN HERAUSFORDERUNGEN STELLT DIE WACHSENDE UNGLEICHHEIT DEN KIRCHLICHEN AUFTRAG?

1.1. Ungleichheit – sozialwissenschaftlich

Was ist an „Ungleichheit“ überhaupt das Problem? Wir lernen gerade, dass Vielfalt und Heterogenität eigentlich schön sind, bereichernd, belebend. Wir alle lieben es doch, unsere Individualitäten auszubilden und auszuleben, gönnen es meist auch den anderen in unserer Nähe, jedenfalls bis zu einem gewissen Maß. Es ist doch so schön, sich von anderen zu unterscheiden!
Freilich bekommt das leicht ein ungutes „Geschmäckle“, wenn wir sagen: „Herr, ich danke dir, dass ich nicht so bin, wie jener Spießbürger, Neonazi oder jene Heuschrecken von der Wallstreet oder Minderleister vom Hasenbergl oder die „Behindis“ vom Wittekindshof (T. Schweiger im Film „Wo ist Fred?“, 2006) usw.!“ Wir lieben die Unterschiede und das Sich-Unterscheiden – das sollten wir uns eingestehen. Wir selber sind Teil des Problems wachsender Ungleichheit.
Wo genau steckt das Problem?
Es gibt Formen von Heterogenität und Ungleichheit, die tun weh, die sind schlicht ungerecht, weil Menschen elementare Rechte der Teilhabe und Anerkennung, der Freiheit, Selbstverwirklichung und Lebensgestaltung vorenthalten bzw. sie elementare Bedürfnisse nicht befriedigen können und ausgeschlossen von der Gemeinschaft mit anderen Menschen sind. Ja, vielleicht sogar sich selber aus- und abschließen.

a) Vertikale Modelle sozialer Ungleichheit

Für mich gehören immer noch die vertikalen Modelle sozialer Ungleichheit dazu: Stände – Klassen – Schichten unterscheiden sich durch die unterschiedlichen Zugangs- und Verfügungsmöglichkeiten über Positionen, Ränge und Ressourcen, also durch:

- ihre Macht, ihre rechtliche Stellung und ihren Reichtum (egal ob früher der Adel oder heutige Funktionseliten oder selbsternannte Leistungsträger)
- Auch wenn viele meinen, wir lebten nicht in einer Klassengesellschaft, wächst seit Jahrzehnten die Spreizung von wachsender Armut vieler und Reichtum einiger weniger Menschen.
- Das tut deshalb weh, das ist schreiend ungerecht, weil es Menschen Bildungschancen nimmt. Das sagt uns eine Pisa-Studie nach der nächsten. Und Menschen mit Behinderungen, Menschen anderer Hautfarbe und Kultur schneiden dabei auch nicht besser ab.
- Immer noch ist das Geschlecht ein auch ein vertikales Differenzkriterium,
- Ob sich hier tatsächlich das Gegenüber von Leistungsträgern, die ihres Lohnes, genauer Gewinnes, wert sind von sogenannten „Minderleistern“ unterscheiden, halte ich trotz gegenteiliger Beteuerungen der sog. Leistungsträger für noch lange nicht ausgemacht.

Dieses Modell von Ungleichheit ist auch schon in der Bibel Thema, z. B. in den Texten, die sich Sklaven und Fremden, Armen, Witwen und Waisen beschäftigen – klar, wo Gottes Herz schlägt! Eindeutig klar.
Aber mindestens so stark wie diese von der Befreiungstheologie wieder herausgearbeitete „Option für die Armen“ war die kirchlich-theologische Sanktion des Status quo. Stände, Klassen, Schichten seien natur- bzw. gottgegeben. Jeder habe in seinem Stand zu bleiben und konnte ja auch in seinem Stand selig werden. Wechsel waren eigentlich nicht vorgesehen.
Diesen Ungleichheiten steht seit der Aufklärung und der französischen Revolution und der Erfindung der Menschenrechte ein Pathos der Gleichheit aller gegenüber. Die Kirche zog nach. Auch sie entdeckte die Gleichheit aller Menschen vor Gott. Freilich: Die Behauptung der Gleichheit aller allein ist naiv. Alle sind gleich, aber einige besonders gleich (G.Orwell).
Unsere Gemeinden hatten und haben immer auch Anteil an diesen Ungleichheiten. Wo kommen in unsern Kirchengemeinden und Tafeln reiche und arme Mitglieder über die reine Spendenbeziehung hinaus zusammen?
Auch politisch hatte der Kampf für oder gegen Gleichheit mörderische Folgen: vom terreur der Französischen Revolution über den Rassismus der nordamerikanischen Demokratie bis hin zu dem der Nazis. Vertikale Ungleichheit war und ist ein heißes Thema in unserer Gesellschaft.

b) Horizontale Modelle sozialer Ungleichheit

Ich musste hier ausführlicher werden, weil diese vertikalen Formen der Ungleichheit heute oft von horizontalen Formen der Ungleichheit und Heterogenität überlagert, ergänzt, vervielfacht, oft auch verdrängt und vertuscht werden. Dadurch verschwinden diese harten Formen vertikaler Ungleichheit nicht.
Zu diesen horizontalen Modellen sozialer Ungleichheit gehören alle Modelle von Milieus, Subkulturen und Lebensstilen. Vor allem die Werbung, die Medien und inzwischen auch die Gemeindepädagogik orientieren sich an diesen Segmentbildungen. Kernaussage ist, dass sich Milieus selber gegeneinander abgrenzen. Botschaften an die eine Zielgruppe verfehlen notwendig eine andere, schlicht, weil z. B. die Musik die falsche ist. Warum die bei Kirchens so beliebten Einladungen „an alle“ nicht mehr funktionieren, ist mit diesen Modellen plausibel erklärbar.
Im Vergleich zu den klassischen Klassemodellen sind diese Modelle komplexer und zugleich oberflächlicher, weil sie auf der (alltags-)ästhetischen Oberfläche von Kleidungscodes, Möblierungs- oder Musikstil, Freizeit- und Konsumverhalten, Kulturorientierung und Aktionsradius gemessen, erhoben und geclustert werden. Kastellruther Spatzen sind mit Beethoven so wenig vereinbar wie mit Death Metal oder Orgelmusik: Alles zusammen? Einer wird immer „Aua“ schreien!
Aber diese Oberfläche reicht oft schon aus, Kommunikation hochwirksam abzubrechen und zu verhindern und dadurch Menschen auszuschließen, z. B. wenn man in der Schule die falschen Klamotten trägt. Denn unter deren Oberfläche wirken die alten Unterscheidungsmerkmale Geld, Macht, Bildung weiter.[2]

In der Bibel scheint mir das Modell horizontaler Ungleichheit nicht so stark thematisiert. Für Kirche heute wächst sich aber horizontale Ungleichheit zum Problem aus, weil sie die Kommunikation, die für Kirche konstitutiv ist, stört, gefährdet oder abbrechen lässt.
Horizontale Ungleichheit macht also andere Probleme als die vertikale und: Beide können sich überlagern.

c) Lebenslagen

In der Sozialforschung bis in die Berichte der Bundesregierung hinein werden Modelle unterschiedlicher Lebenslagen immer beliebter. Sie beziehen anders als die bisherigen Modelle Lebensrisiken und besondere Formen von prekären Lebenslagen, gar Ausschluss von Teilhabe mit ein.
Aber diese Perspektive löst die anderen Formen von sozialer Ungleichheit nicht ab, sondern verbindet sich mit ihnen. Was heißt denn Teilhabe oder Integration, wenn die Gesellschaft in Schichten oder Milieus zerfällt? – nur Integration ins Prekariat?[3] Inklusion – nur unter Transferleistungsempfängern?
Erst in der Perspektive von Lebensrisiken und Schieflagen kommen die Merkmale zum Tragen, die in der Diakonie und der sozialen Arbeit schon lange im Zentrum stehen:

- Behinderung, chronische Krankheiten und Pflegebedürftigkeit, Alter
- Herkunft, Flucht, Wohnlage, Arbeitslosigkeit
- Familiensituation (alleinerziehend), Scheidung, ungewollte Schwangerschaft oder Schwangerschaft bei Minderjährigen und andere Formen der Benachteiligung von Frauen.
- ... uvam.

Soweit der Exkurs in einige der Ansätze soziale Ungleichheiten zu identifizieren. Schon diese Ansätze entscheiden mit darüber, ob und wie man diesen Formen der sozialen Ungleichheit begegnen will.
An *vertikale* Ungleichheit schließen die klassischen Methoden der Armenarbeit, bis hin zu den neu sozialdisziplinierenden der Hartz IV-Gesetze, aber auch Unterstützung, Förderung, Empowerment, von Revolution des Proletariats oder Prekariats spricht ja keiner mehr.
An *horizontale* Modelle schließt die zielgruppenspezifische Arbeit an (Eventkulturen, aber auch sozialpädagogische Bildungsarbeit)
Die auf Lebenslagen bezogene Sozialarbeit setzt bei allen Risiken des Lebens an: Medizinische, pflegerische (Care in allen Dimensionen – bis hin zu Community-Care), aber auch Inklusion, Beratung, Unterstützung – Förderung der Selbstbestimmung und immer stärker wieder auch Gemeinwesenarbeit.
Wir alle, Sie alle fangen ja nicht bei Null an!

1.2. Ungleichheit – theologisch-diakonisch

Die spannende Frage für doppelt-qualifizierte Diakoninnen und Diakone aber ist:
Sehen wir in denselben Situationen nicht anderes bzw. dasselbe in anderem Licht als pure Sozialarbeiter und Sozialpädagoginnen? sozusagen mit anderer Brille? Ich glaube: Ja.

a) Bewertung:
Die Gründe und Merkmale sozialer Ungleichheit sind asymmetrisch verteilt. Viele von denen „ da oben" glauben, alle diese Differenzen seien, wenn nicht mehr natur- oder gottgegeben, so doch „in Ordnung", weil „wohlverdient" und hart erarbeitet. Das hält natürlich genauerer Überprüfung nicht Stand. Reichtum verdankt sich zu mindest ebenso vielen Anteilen dem Zufall oder Glück, wie harter Arbeit. Andererseits ist diese Haltung im Grund zynisch, nach dem Motto: „Wo Licht ist, ist auch Schatten" – mit der Folge: „Aber die Dunkel, sieht man nicht" (Bert Brecht).
Nein, Ungleichheit wird regelmäßig nur ein Problem für „die da unten", die „Armen", „die am Rand", die „Benachteiligten" und „Chancenlosen". Und auch das nicht automatisch und per se.
Es sind bestimmte Aspekte und Dimensionen der Ungleichheit, die zum Problem werden. Hier nun werden die Perspektiven und die „Brillen" von Theologie, Kirche, Diakonie und Religion wirksam. Hier werden wir gleichsam zu unsern alten Themen zurückgerufen:

- Nicht die ungleiche Machtverteilung ist das Problem (die gehört zu jeder Gesellschaft dazu), sondern bei einigen Menschen die Ohnmacht, die faktische, reale Unfreiheit, die Abhängigkeit von der guten Laune oder dem good will anderer. Also nicht das Leben nach Gottes Willen zu führen, in Freiheit seine Bestimmung als Mensch zu suchen.
- Nicht die ungleiche Ressourcenverteilung ist das Problem (die wird bleiben, solange es Menschen gibt: „Arme habt ihr allezeit bei euch," Mt 26,11), sondern die Unmöglichkeit, elementare, existenzielle, natürliche Grundbedürfnisse zu stillen, sein Leben selbständig zu führen: mit einem Dach über dem Kopf, Kleidung, Essen, Kontakt, Bildung und Arbeit), aber auch soziale Grundbedürfnisse, wie z. B. irgendwo dazugehören und mit in der Öffentlichkeit präsent sein zu wollen oder seine, mehr noch: ihre politischen Teilhaberechte wahrzunehmen) – eigentlich wäre für alle genug da. Dazu gehört auch: Nicht vertrieben zu werden, wenn man die falsche Flasche in der Hand hält.
- Nicht die Asymmetrie von Beziehungen (z. B. Pflege, Erziehung) – die ist vollkommen normal und unvermeidlich, sondern deren Instrumentalisierung, um sich seiner eignen mickrigen Macht zu vergewissern oder andere auszunutzen oder schlecht zu „behandeln".
- Nicht die Behinderungen sind das Problem, sondern Menschen wegen ihrer Behinderungen auszugrenzen und zu besonderen Maßnahmeempfängern zu machen („I-Kind").

Bei allem Gleichheitspathos gilt es festzuhalten, dass die

Bibel viele Ungleichheiten akzeptiert, aber Schmerzgrenzen kennt.

b) Folgen

Doch die Folgen vieler Formen von Ungleichheit gehen noch tiefer:

- Es kommt zu Kommunikationsabbruch, also fehlender Gemeinschaft im Mikroraum
- Einsamkeit (mit all ihren Ängsten), Zweifel
- Nicht-wahrnehmung und –anerkennung: Man ist einfach niemand bzw. nur noch ein „Niemand“ („Nobody-Making“)[4]
- Selbstbilder also, die die fehlende Selbstwirksamkeit und den Ausschluss zementieren, also direkte soziale Folgen haben: „Die da oben machen doch sowieso, was sie wollen!“
- Das hat Folgen bis in die nächste Generation oder für ganze Stadtteile („closing“).

Ich lenke also die Aufmerksamkeit auf die Innenseite dieser Ungleichheiten und Lebenslagen, auf das Selbsterleben und das Selbstbild von Menschen. Das ist keine Psychologisierung oder individualistische Engführung, sondern schärft erst den Blick für die Dynamik der sozialen Folgen. Wer für sich keinen Sinn mehr in seinem Leben sieht und keine Lebensziele mehr entwirft, der übernimmt auch keine sozialen Rollen mehr, oder wenn ja, dann eher destruktive.
Aus den ungerechten, schmerzhaften oder notvollen Folgen und Erlebnisformen sozialer Ungleichheiten entstehen Fragen: „Was bedeutet so eine Situation für mich? Welchen Sinn hat meine Not, mein Leiden, meine ungerechte Lage? Wie trag ich’s – wie wird es erträglich?“ Oft gerinnen sie zu Selbstbildern ohne Ziel, ohne Mut, ohne Hoffnung, zweifelnd oder verzweifelnd an sich und den andern – mit fatalen Eigendynamiken.

Was haben wir eben getan? Wir haben die soziologischen Analysen sozialer Ungleichheit (1.2) mit unserm Menschenbild (1.3) sozusagen „gekreuzt“, das eben auch die Erlebnis- und Deutedimensionen samt sozialer Folgen umfasst. So kommen durch diese Kreuzung von Modellen sozialer Ungleichheit mit Elementen unseres Menschenbildes andere Ansätze für Handlungsstrategien in den Blick.
Wenn man Ungleichheiten auf diese hässlichen Innen- oder Rückseiten samt der sozialen Folgen hin untersucht und beleuchtet, dann scheint auch unsere alten religiöse Sprache wieder aktuell zu werden: Da braucht es „Beistand“, „Hilfe“ und „Barmherzigkeit“ bei „Not“ und „Leiden“. Dass diese alten Begrifflichkeiten auch Schwierigkeiten mit sich führen, muss ich nicht erläutern. Oft aber sind sie für unsere Zeitgenossen zu allgemein und unspezifisch, um ihre je besondere und individuelle „Not“ auch angemessen auszudrücken. Oft erzeugen sie aus sich heraus asymmetrische Helferbeziehungen. Und als Begriffe implizieren sie keine klaren professionellen Gegenstrategien. Damit sind wir beim 2. Teil.

2. WAS IST DER BESONDERE BEITRAG DES DIAKONATS ZUR ERFÜLLUNG DES KIRCHLICHEN AUFTRAGS ANGESICHTS WACHSENDER UNGLEICHHEIT?

Die nächste spannende Frage für doppelt qualifizierte Diakoninnen und Diakone aber ist: Was sind die diakonisch-religiösen *Handlungsstrategien* dagegen? Wie verhalten sie sich zu denen der Sozialberufe? Ich kann dies nur in Ansätzen zeigen und muss wiederum kurz ausholen.

2.1. Der Auftrag der Kirche unter den Bedingungen wachsender Ungleichheit

Kirche geht einerseits von einer fundamentalen Gleichheit aus. Vor Gott gilt kein Ansehen der Person! Vor ihm sind wir alle gleich – und andererseits sind alle offensichtlich sehr ungleich, ich vermute sogar: gottgewollt echte Individuen und Unikate. Gott liebt die Vielfalt und den Überfluss und jeden Einzelnen von uns.
Kirche hat zwar auch Teil an all den genannten Ungleichheiten, kann sie sogar wertschätzen, aber hat zugleich ein starkes Widerlager im Glauben daran, dass wir vor Gott alle auch gleich sind, Bruder und Schwester werden. Etwas weniger pathetisch ist das auch der Gehalt der allgemeinen Menschenrechte.
Die evangelische Ekklesiologie hat die Gleichheit aller seit einiger Zeit sehr betont („Priestertum aller Gläubigen“[5]). Sie beginnt erst langsam zu entdecken, dass sie ebenso auch die Ungleichheit aller Menschen, auch aller ihrer Mitglieder bedenken muss. Diese Ungleichheit begründet geradezu die Notwendigkeit besonderer Ämter in der Kirche und ihrer Aufgaben. Alle Ämter gehen von einer Arbeitsteilung aus, also von ungleichen Kompetenzen und Begabungen und Aufgaben. Ungleichheit, Vielfalt muss viel stärker Thema der Kirche werden. Ohne eine Vielfalt an Ämtern, Berufen, Kompetenzprofilen und Aufgaben und wird die Kirche der wachsenden Ungleichheit nicht konstruktiv begegnen und ihre Chancen nicht nutzen können.
Und der allgemeine Diakonat hat hier ebenso wie die besonderen Diakone und Diakoninnen eine unverzichtbare Aufgabe, weil Ungleichheit eben nicht nur schön ist („alles so schön bunt hier“) und sie Menschen in prekäre Situationen führt – dem zu begegnen ist Aufgabe des Sozialstaates; sondern weil sie das Kirchesein von Kirche selber gefährdet.

Wenn die Kommunikation des Evangeliums abbricht, weil die Ungleichheit zu groß ist, dann haben wir unsern Auftrag verfehlt; oder auch, wenn Menschen auf Grund von riskanten Lebenslagen ausgeschlossen werden und Kommunikation des Evangeliums gar nicht erst zu Stande kommt.

Also: Wie zeigen und wie konkretisieren sich die Grundformen praktisch-kirchlichen Handelns unter diesen Bedingungen wachsender Ungleichheit, vor allem ihrer prekären Folgen? Am Ende der Überlegungen werden Sie hoffentlich merken, dass auch die Gleichheit wieder zu ihrem Recht kommt.

Verkündigung	Kommunikation des Evangeliums
Unterweisung	Bildung / Mission
Kirchenzucht	Seelsorge / Diakonie

- Verkündigung, moderner gesprochen: Kommunikation des Evangeliums (Ernst Lange), also Darstellen und Mitteilen und Weitergeben des Evangeliums, erfordert Orte und Zeiten, regelmäßig und nach Bedarf, wo wir als Kirche auf Gottes Wort hören und unsere Erfahrungen damit austauschen, wo wir der Liebe und Güte Gottes wieder gewiss werden durch Teilhabe an Wort und Sakramenten, an Musik und Kultur, durch gemeinsames Nachdenken, wie wir Gottes Liebe weitergeben können. Kurz: wo wir über Grund, Sinn und Ziel unseres Lebens, unserer Bestimmung hier auf der Erde nachdenken und uns neu orientieren können. Was tut Gott für uns – was wir für ihn – was für unsere Nächsten? Grundsätzlich oder auch sehr konkret: Was sind die nächsten Schritte?
  Uns gegenseitig in unserem Christsein zu bestärken, das setzt eine hinreichendes Maß an Gleichheit, sprich: an gleicher Sprache und funktionierenden Kommunikationsformen, voraus, damit man sich überhaupt ansatzweise versteht.
  Bzw. braucht es gute Dolmetscher-Kompetenzen nicht so sehr vom Hebräischen ins Deutsche, viel mehr von Luther-Deutsch in Jugendjargon. Vom Arbeitermilieu ins Feministisch-Theologische, von der Sprache Kanaans in die des Kommerzes und in allen möglichen Zeichen- und Körpersprachen... Gott lässt seine Sonne scheine über Gebildete und Ungebildete, Geschwätzige und Sprachlose.
  Kommunikation des Evangeliums umfasst den Austausch über das, was unserem Leben Grund und Halt, aber Sinn und Ziel, Orientierung und Richtung gibt – Was heißt es, was bedeutet es, wie fühlt es sich an, geborgen in Gott unter dem weiten Horizont seiner Liebe zu leben und zu lieben? Oder – anderes Sprachspiel: „Wenn du denkst, es geht nicht mehr, kommt von irgendwo ein Lichtlein her“?
- Bildung und Mission heißt, neue Menschen (fremde oder junge) zur Gemeinschaft der Kirche dazu zu bringen, in die Kommunikation des Evangeliums einzubeziehen, hörend auf sie und eigene Erfahrungen mitteilend. Dies geht unter diesem Blickwinkel gerade von davon aus, zu große Ungleichheit, Unkenntnis zu beheben, um dann seinen Weg als Christ/Christin innerhalb dieser Gemeinschaft oder in mehr oder weniger losem Kontakt mit ihr gehen zu können.
- Die Aufgabe der Seelsorge und Diakonie ist auf eine andere Form von Ungleichheit bzw. Ausschluss zurückzuführen: schon von Beginn an ging es der Kirche darum, die aus der Gemeinschaft der Kirche wegen Schuld und

Verfehlungen Exkommunizierten oder welche anderen Gründe (wir haben genug gehört) auch immer herausgefallenen Glieder zu re-integrieren, sie – altertümlich pastoral gesprochen – wieder einhüten und „zur Herde zurückzubringen“ oder sie als immer schon inklusiv dazugehörig zu betrachten.
Denn wenn die unter Ungleichheitsbedingungen und Ausschluss die Kommunikation des Evangeliums abbricht, hört Kirche auf „Kirche“ zu sein. Re-Integration in diese Kommunikationszusammenhänge ist „pastorale“ Grundaufgabe im ursprünglichen Sinn des Wortes. Sie ist auch **Kernaufgabe des Diakonats bzw. der Diakonie**. Aufgaben von Pfarrern und Diakonen überschneiden sich hier. Oder anders: Das Diakonat hat Anteil am einen Amt der Kirche. Davon gleich mehr.

Das besondere an dieser Fassung des kirchlichen Auftrags ist dreierlei:

- er ist immer schon auf Kommunikation und Gemeinschaft bezogen
- er rechnet von vornherein mit Ungleichheit
- und mit unterschiedlichen Begabungen und Gaben, mit dieser Ungleichheit umzugehen, das gilt für alle Christinnen und Christen aber auch für besondere Berufe und Ämter in der Kirche.

Dieser macht ihn gut geeignet, um die Aufgabe von Kirche in einer Zeit wachsender Ungleichheit zu präzisieren.

2.2. Gottes Werk und menschlicher Beitrag

Vorher ist festzuhalten, dass diese Aufgabe nicht allein unser Job ist. Wir haben Teil am göttlichen Auftrag, wir – auch die von Ausschluss Bedrohten – sind immer schon Teil der Gemeinschaft Gottes mit uns Menschen. Aus dieser Gemeinschaft kann niemand herausfallen. Alle unsere re-integrierende Arbeit baut auf dieser Glaubensüberzeugung. Ja, sie wird dadurch eigentlich zu einer inkludierenden Tätigkeit, die von Gottes Inklusion aller Menschen in die Gemeinschaft der Geschöpfe ausgeht. Deshalb ist der Begriff der Inklusion besser als der der Integration! Das zeigt das oft bemühte paulinische Bild vom Leib Christi:

22 Vielmehr sind die Glieder des Leibes, die uns die
schwächsten zu sein scheinen, die nötigsten; 23 und die
uns am wenigsten ehrbar zu sein scheinen, die umkleiden
wir mit besonderer Ehre; und bei den unanständigen ach-
ten wir besonders auf Anstand; 24 denn die anständigen
brauchen‘s nicht. Aber Gott hat den Leib zusammengefügt
und dem geringeren Glied höhere Ehre gegeben, 25 damit
im Leib keine Spaltung sei, sondern die Glieder in gleicher
Weise füreinander sorgen. 26 **Und wenn *ein* Glied leidet,
so leiden alle Glieder mit, und wenn *ein* Glied geehrt
wird, so freuen sich alle Glieder mit.** 27 Ihr aber seid
der Leib Christi und jeder von euch ein Glied. (1. Kor 12)

Wenn also alle Glied am selben Leib sind und die von Ausgrenzung Bedrohten in Gottes Augen die höhere Ehre haben (Option für die Armen), dann bekommt für mich das Wort „Nächstenliebe“ einen neuen Klang: Ausgeschlossene, Verachtete werden wieder nah, „Nächste“, gehören also dazu. Vor Gott sind wir alle Geschöpfe, Brüder und Schwestern, Bilder – Ebenbilder eines Gottes, in der Wurzel und im Ziel miteinander verbunden.
Weil wir alle dadurch aufeinander angewiesen und aneinander verwiesen sind, voneinander abhängig und füreinander hilfreich sind, wird Ungleichheit, die exkludiert, zum Problem.
Nächstenliebe, wie die des barmherzigen Samariters, baut also auch Gottes vorgängiger Liebe, die alle Ausgrenzung immer schon überwunden hat, auf.
Integration in die Kommunikationszusammenhänge des Evangeliums bedeutet demnach auch, dass wir entdecken: Wir alle sind vor Gott und durch Gott immer schon in die Kommunikation seiner Liebe zu allen Menschen und Geschöpfen mit „eingeschlossen“ bzw. „einbezogen“. In unserem diakonischen Handeln buchstabieren wir dies nach und verdeutlichen es – was freilich viele Gestalten bekommen kann, weil diese Zusammengehörigkeit überlagert, verundeutlicht, gestört ist, ist sie neu zu entdecken, und zwar

- auf den einzelnen Menschen bezogen: Menschen helfen, dass sie ihren je eigenen Weg finden und sie auf der ersten Wegstrecke begleiten und ermutigen
- oder auf das Gemeinwesen oder die Gemeinde bezogen: Menschen wieder das Gefühl geben dazuzugehören, dass sie ihre Rechte und Pflichten wahrnehmen können, dabei ebenso ihre Bedürfnisse erfüllend wie anderen helfen zu deren Erfüllung.
- Und das ganze Spektrum dazwischen: Organisationen, Netzwerke, Nachbarschaften usw.

Wenn ich die integrative Kraft oder die inklusive Dimension von Gemeinde betone, dann schwebt mir übrigens nicht mehr das Normbild der lebendigen Gemeinde mit vielen Gruppen im Gemeindehaus nach dem Vorbild des Vereinsheims vor (und mit dem Pfarrer als Hausherr), in der jede nur dann vollgültiges Mitglied ist, wenn er seine Gruppe gefunden und auch am Sonntagmorgen, zumindest beim Gemeindefest, da ist.[6] Das alles ist nicht schädlich. Aber so ein konformes Verhalten ist unter den oben skizzierten Bedingungen von Ungleichheit nicht mehr erwartbar, auch wenn ich mir vorstellen kann, dass manche Kirchenvorstände noch ein derart konformes Teilnahmeverhalten erwarten, z. B. beim Besuch des Sonntagsgottesdienstes.

2.3. Konkretion der doppelten Qualifikation

Wenn der Diakonat das Amt der Nächstenliebe ist, das allen Christen aufgetragen ist, dann sind eingesegnete, gar

ordinierte Diakone/Diakoninnen die erkennbare und verlässlich erwartbare, professionelle, kompetente, d. h. der eigenen Kompetenzen und Grenzen bewusste Form der Verwirklichung dieses Amtes.
In exakter Analogie zum Verhältnis von allgemeinem Priestertum und besonderem Pfarramt verhält sich das allgemeine Amt der Nächstenliebe zum besonderen Diakonenamt. Beide zusammen dienen der Kommunikation des Evangeliums in Wort und Tat, so dass die Wort Tat und die Tat ein klares ermutigendes Wort wird.
Beide Ämter stehen vor demselben Problem, da Professionalität qua Kompetenz bzw. Amt die Inkompetenz der sog. „Laien" voraussetzt und stabilisiert und fördert. Und das funktioniert so, egal, welche Würde wir dem Ehrenamt in Sonntagsreden zusprechen.
Ich glaube, wir müssen als Pfarrer wie als Diakoninnen noch viel stärker in unser Selbstverständnis mit einbeziehen, dass wir konstitutiv auf dem Wirken von Laien aufbauen und es zu fördern haben. Das heißt, die Grenzen zwischen Amtsträgern und Laien durchlässiger zu machen (Lektorendienste ebenso wie diakonische Grundbildung von Ehrenamtlichen).

- **Allgemeines Priestertum** *(Bezeugung des Evangeliums)*
- **Laienpriestertum** *Lektor/Prädikant*
- **Hauptberufliches Priestertum** *(Ordiniertes Pfarramt; Plus = verlässliche Erkennbarkeit)*
- **Allgemeines Diakonat** *(Nächstenliebe in Wort und Tat)*
- **Laiendiakonat** *(Diakoniebeauftragte der Synoden/KVs)*
- **Hauptberufliches Diakon/inn/enamt** *(inkl. der Diakonissen; Einsegnung; Plus = verlässliche Erkennbarkeit)*

Die bisherigen Überlegungen legten den Schluss nahe, dass der Diakonat eine Teilmenge des einen Amtes der Kirche ist. Das muss nun etwas differenziert werden. Kommunikation des Evangeliums ihn Wort und Tat zu befördern, ist beider Amt.
Weil aber Ungleichheiten so ungleich sind, brauchen Diakone und Diakoninnen so unterschiedliche Kompetenzen und Professionalitäten: Viele Formen von Ungleichheit erfordern besondere Kenntnisse und Kompetenzen, um ihren schmerzlichen oder ungerechten Nebenfolgen zu begegnen, neben dem Ausschluss von Kommunikation, Verwehrung von Teilhabe und Alleinlassen in riskanten Lebenslagen eben auch der Beistand in Situationen von Ohnmacht, Einsamkeit, Verzweiflung, Perspektivlosigkeit.
Wer z. B. den Abbruch der Kommunikation mit Dementen herauszögern will, muss schon speziell ausgebildet und erfahren sein. Wer mit Jugendlichen arbeiten will, muss die Kommunikationsformen der Jugendkulturen verstehen können, ohne sich ihnen anzubiedern. Und diese speziellen Kompetenzen gehen – zumeist – über die regelmäßig von Pfarrerinnen und Pfarrern erwartbaren Kompetenzen eindeutig hinaus. Sie brauchen diese professionelle Gestalt übrigens auch, um im staatlich regulierten Wohlfahrtssys-

tem kompetent mitarbeiten zu können. Denn nicht nur die Kirche leidet an Ungleichheiten, sondern auch das Gemeinwesen.
Das Berufsprofil von doppelt qualifizierten Diakonen und Diakoninnen ist prinzipiell nicht abschließbar, weil es immer wieder neue Formen von Ungleichheit geben wird. Es entstehen immer neue Aufgaben, das Evangelium „in, mit und unter" den oben exemplarisch genannten Grundformen sozialer Arbeit (Kommunikation, Teilhabe, Empowerment, Pflege, Heilung. Care, Mitmenschlichkeit, Inklusion von Ungleichen) zu kommunizieren bzw. immer neue geeignete Formen zu entwickeln, und zwar unter Einschluss der oben genannten Dimensionen des Selbsterlebens, der Selbstdeutung, der Selbstdefinition von sozialen Rollen. Vielleicht entstehen auch aus dem Evangelium von Gottes umfassender und vorgängiger Liebe selbst neue Formen des Ausgleichs von notvoller, leiderzeugender, himmelschreiender Ungleichheit. Die Diakonie im 19. Jahrhundert war darin nicht schlecht.

3. WELCHE AUS- UND WEITERBILDUNGSANFORDERUNGEN SIND NÖTIG, UM DIESEN AUFGABEN GEWACHSEN ZU SEIN?

Was braucht es, um das Ziel von Re-Integration und Inklusion als Grundaufgabe des Diakonat bzw. von Diakoninnen und Diakonen wirkungs- und verheißungsvoll zu verfolgen? Ich orientiere mich an der Kompetenzmatrix des VEDD.[7] Sie ist gleichermaßen Hinweis auf die Grunddimensionen der Ausbildung wie der Weiterbildung:

3.1. „Kommunikation des Evangeliums" (MM 1)

- Angesichts vor allem der kommunikationsstörenden horizontalen Ungleichheiten braucht es alles, um alle Kommunikations-, Dolmetscher-, Vermittlerfähigkeiten über Grenzen und Gräben sozialer Ungleichheit und Ausschluss hinweg zu verbessern, damit die Wiederaufnahme der Kommunikation über Sinn und Ziel unseres Lebens wieder möglich wird: für uns als einzelne und gemeinsam in einer Gemeinde, von Gemeinden in Anstalten und umgekehrt, als Heimatsuchende und Heimatgebende... (im Tempel unserer Citykirchen oder als wanderndes Gottesvolk am Bahnhof oder in den Messehallen).
- Ich glaube, dass wir von Diakonen, die so viel Erfahrungen im Umgang mit Ungleichheit gemacht haben, die so viele verbale und non-verbale Sprachen und Formen unterstützer Kommunikation sprechen, nur eine erhebliche Belebung, Konkretion und Intensivierung unserer Kommunikation des Evangeliums (egal wo) erwarten können.
  So führt die Arbeit an den Brennpunkten Kirche und Gesellschaft, an Bushaltestellen und Gartenzäunen, in

Altenheimen und Sterbezimmern den Diakon, die Diakonin ganz von selbst in die Liturgie zurück. Diakonat beginnt und endet – das betonen unsere katholischen Brüder und Schwestern – immer am Altar.
- Freilich bleibt es eine nie abgeschlossene Aufgabe, die von ausschließender Ungleichheit bedrohten Menschen wieder zu erreichen, ihre Sprache zu erlernen und die Kommunikation des Evangeliums mit ihnen neu zu beleben und zu unterstützen.
- also: Kommunikationswege/-formen zu erweitern – je nach spezifischer Form von kommunikationsstörender Ungleichheit, da braucht's beides: Spezialistentum und Allround-Dilettanten: Menschen, die über Gräben hinweg kommunizieren können.

3.2. „Menschen in existenziellen Notlagen unterstützen" (MM 2)

Alle sozialberuflichen Methoden (Beratung, Förderung, Pflege, Care, Begleitung, Assistenz, Unterstützung, usw.) sind auf ihre seelsorgerlichen und diakonischen Dimensionen, Untiefen immer wieder neu zu befragen und zu reflektieren. Sie sind zwar auf die sozialberuflichen erkennbaren Ungleichheiten bezogen, wirken sich aber auch auf die Kommunikation des Evangeliums aus. Für deren Verbesserung sind sie hilfreich, um seelsorgerlichen Beistand, Nächstenliebe wirklich professionell, methodisch nachprüfbar, am Wohl des Hilfebedürftigen ausgerichtet, durchzuführen. Darüber hinaus erfordern sie aber noch weitere spezifische diakonische Kenntnisse und Kompetenzen.[8]
Kurz: Ohne Fortbildung, Supervision und kollegiale Beratung geht es nicht!

- Diakoninnen und Diakone als„seelsorgende Berater" bzw. „beratende Seelsorgerinnen" haben auf Grund der Sensibilität unserer religiösen Tradition ein Gespür für die basic needs und die existenziell zentralen Themen zu pflegen, wie: Tod und Trauer, Krankheit und Behinderung, Sex und Geld (das haben wir zu sehr andern überlassen!) – in ihren unterschiedlichen Gestalten und den Bedingungen prekärer Lebenslagen.
- Hoffnung lässt sich oft nicht wieder wecken, wenn nicht vorher der Klage, der Wut, der Ohnmacht – angemessen diskret oder auch laut und deutlich – Ausdruck gegeben wurde, erst recht nicht, wenn die eigenen spirituellen Tanks leer sind! Wo füllen Sie die Ihren wieder auf?
- Bleibend nötig ist es, eigene Begrifflichkeiten und diakonische Fachlichkeiten des Umgangs mit der sozialberuflichen Professionalität des Umgangs mit sozialer Ungleichheit, vor allem ihren Risiken und Prekaritäten reflektieren.

Einige Beispiele quer durch das Spektrum sozialberuflichen Kompetenzen mögen das verdeutlichen:

- So helfen pädagogische bzw. sozialpädagogische Methoden zur Integration von Menschen mit andere kulturellen Hintergründen – auch in die Kirchengemeinde; aber ohne

Achtung auch der religiösen Vielfalt und der religiösen Dimensionen fehlt was Wesentliches.

- Sozialpädagogische Kompetenzen helfen auch, die verengten Blickwinkel der Schulpädagogik zu weiten und die Lebenslagen von Familien am Rand oder Kindern mit besonderen Bedürfnissen wahrzunehmen. Unser Menschenbild hält fest: Der Mensch geht nicht in seiner kognitiven oder sozialen Leistungsfähigkeit auf! Bildung heißt auch Bildung zu verantwortete Freiheit und Liebe.
- Da zeigen pflegerische Kompetenzen, wie man Menschen ohne Sprache erreicht, um ihre Erfahrungen wieder wahrnehmen zu können – vielleicht auch, um von ihnen zu lernen, wie es sich lebt und leidet in der Nähe der Todesgrenze – wo andere uns also echt „voraus sind". – Hier lohnt es sich in Zukunft viel genauer auf die anderen Verbände im Diakonat zu schauen!
- Da helfen heilpädagogische Haltungen, die Balance von Unterstützung, Assistenz und Selbstbestimmung immer neu zu finden und so Menschen mit Behinderungen zu vollwertigen und auch aktiven Gliedern der Gemeinde zu machen und sich von ihrer besonderen Spiritualität beschenken zu lassen.
- Da helfen ökonomische und rechtliche Kenntnisse aus der Schuldenfalle, hier wird die Dimension von Vergebung der Schuld ganz konkret und nicht nur moralisch verengt verstanden.
- Da helfen Kenntnisse der Institutionenszene der Jugendhilfe, einem jungen Menschen mit Schwierigkeiten zu einem Neuanfang an anderem Ort – aber wozu und warum trotz Rückschlägen immer neu? „Keiner darf verloren gehen" (J.H.Wichern), um die Freiheit zu verwirklichen, zu der auch er berufen ist (Gal 5).
- Da kann es auch darum gehen, bei Sucht und Abhängigkeit nicht nur zu ermutigen und zu ermächtigen, sondern auch – wenn der Freiheitsspielraum erschöpft ist –unvermeidbaren Abhängigkeiten zu akzeptieren (Demut hieß das mal),
- Oder auch Beistand zu leisten beim mühsamen Lernen, dass ein Verlust eines geliebten Menschen endgültig ist und wir trotzdem weiterleben dürfen/müssen können. Da wird aus Beratung Seelsorge.

3.3. „In Organisationen von Kirche und Diakonie handeln" (MM 3)

Brücken bauen oder freilegen (echt pontifikale Aufgaben!), also das Transzendieren von System- und Institutionsgrenzen bzw. echtes „Dazwischengehen"[9]!

- über Grenzen von Kirchengemeinden hinweg (auch Gemeinde und „Anstalt")
- Gemeinde und Schule und Familien (also über Institutionsgrenzen hinweg)
- bzw. allgemein Gemeinwesenarbeit, die alle Akteure guten Willens in den lokal-regionalen Blick nimmt
- Sie sind Pfadfinder im Dickicht sozialstaatlichen Institutionen.

- Diakonat auch in Pflegeeinrichtungen oder oft auch –Initiativen: Kommunikation mit Demenzerkrankten ist ein echtes neues Thema (Singen!); wie steht es mit Pflegeberatung?
- Überwinden von Milieugrenzen, vor allem Armut, Migration – auch Reichtum (Messe)

Das speist sich hoffentlich aus der Quelle der vorgängigen Liebe Gottes.

- Pflege des Leitbilds differenzierter, aufeinander bezogener Vielfalt von Gemeinde(n) und gemeindlichen Orten (in Kirche, Diakonie), von festen und passageren Gemeinden am Ort oder am Weg, aufsuchend oder anbietend, in staatlichen Einrichtungen (wie Schule oder Krankenhaus oder sonst wo im Gemeinwesen) – wieso nicht auch in großen Wirtschaftsbetrieben, auf der „Messe"? Wieso nicht bei Dr. Oetker? Wenn Muslimen Gebetszeiten im Betrieb ermöglicht werden, wieso nicht auch Christen? Im Bergbau war das mal normal!
- Um Brückenbauer zu bleiben, braucht es bei jedem Diakon, jeder Diakonin ein Netzwerk differenzierender Zugehörigkeiten (permanent, punktuell, phasenweise – auf bestimmte Orte / Ziele bezogen) – nur: Wie lernt man das? Woher bekommen Sie den Mut und die Fachkompetenz sich auf der anderen Seite des Grabens sicher und kompetent zu bewegen? Zunächst braucht es sicher: Neugier und Empathie und Sprachfähigkeit, um Milieugrenzen zu überwinden. Und unsere Kirchen haben das dringend nötig angesichts wachsender gegen Milieuverengung (erkennbar am Überwiegen der Kommstrukturen). Aber bleiben wir selbstkritisch: Über jeden Graben wollen und können wir auch nicht. Wir haben Teil an der Ungleichheit! Nicht alles ist in unserm Glauben an die Gleichheit vor Gott schon überwunden und hilfreich relativiert. [10]
- Auch eine kirchenrechtliche Stärkung des Diakonats ist demnächst nötig. Diakonat geht nicht in spontanen Einzeldienstleistungen oder Projekten auf: Es braucht eine präzisere Fassung seines Profils – weil die Aufgabe so zentral für die Kommunikation des Evangeliums unter erschwerten Bedingungen ist!

3.4. „Das Soziale gestalten" (MM 4)

Das Soziale gestalten heißt,: soziale Ungleichheit so zu gestalten, dass deren negative Auswirkungen für die Menschen weniger schlimm sind.
Alle berufsfeldbezogenen Kompetenzen aus der Kompetenzmatrix werden hier eingesetzt:

- Qualifizierung und Motivierung zu freiwilligem **ehrenamtlichen und bürgerschaftlichen** Engagement
- Vernetzungskompetenz, auch Anleitungskompetenz für Ehrenamtliche / Freiwillige – in der „Balance von Beistand und Empowerment, Qualitätssicherung und Engagement. Und sicher gehört es dazu, den Ehrenamtlichen und Freiwilligen die bürokratischen Arbeits- und Organisationsan-

teile abzunehmen.
- Auch: Kreative Formen helfen Öffentlichkeit herzustellen oder widerständig zu bleiben. Gelegentlich müssen wir Gott mehr gehorchen als den Menschen und gegen den Strom oder Mainstream schwimmen. MM 4

3.5. „Haltung"

Alle diese konkreten Dinge wurzeln in einer diakonischen Grundhaltung. Das muss über die Kompetenzmatrix, die andere Ziele verfolgt, festgehalten werden. Wo sonst als im Miteinander der Gemeinschaften sollte sie gepflegt werden?

- Diese Haltung beginnt bei gegenseitiger Offenheit/**Öffnung für einander**, der besonderen Wahrnehmung, die von den Augen direkt ins Herz geht, wie beim Barmherzigen Samariter, um sich als einander Nächste zu entdecken, immer neu, unter Anerkennung der Ungleichheiten. So wird aus Sympathie / Compassion vielleicht echte Empathie.
- Sie führt weiter zur immer neuen Suche unserer **gemeinsamen Basis** und Bestimmung als von Gott geliebte Geschöpfe jenseits aller geliebten oder schmerzenden Ungleichheiten.
- Sie endet nicht bei der immer neuen Anerkennung und Förderung **differenzierter Formen der Teilhabe an „Gemeinde"** bzw. Gemeinschaft, in welcher Gestalt auch immer.
- An Gott haben wir übrigens ein Modell, wie mit Ungleichheit umzugehen ist: nämlich spielerisch: Natürlich ist er unser uns allen himmelweit überlegene Schöpfer, aber auch Bruder in Augenhöhe – und oft genug liebt er es, sich in den geringsten Brüdern und Schwestern zu verstecken. Ungleichheit – Gleichheit? So oder so geborgen in Gottes unerschütterlicher Liebe zu uns.

Thomas Zippert
7. November 2008

ANMERKUNGEN

[1] Vortrag beim Brüder- und Schwesterntag des Wittekindshofes am 7.11.2008 im Wittekindshof, in ähnlicher Form gehalten bei der Eröffnung des Projekts „Diakonat – neu gedacht und neu gelebt“ der Ev. Kirche in Württemberg am 10.10.08 in Nürtingen.

[2] so Hans-Ulrich Wehler in seiner Deutschen Gesellschaftsgeschichte, Bd 5.

[3] Es wird sich zeigen, ob Gemeinden (welcher Art auch immer) stark genug sind, solche Milieugrenzen wenigstens zu öffnen.

[4] Gerhard Wegener, SWI der EKD, mit Bezug auf Forschungen von Claudia Schulz.

[5] Martin Luther: „Denn was aus der Taufe gekrochen ist, das kann sich rühmen, daß es schon zum Priester, Bischof und Papst geweihet sei, obwohl es nicht einem jeglichen ziemt, solch Amt auszuüben. Denn weil wir alle gleich(mäßig) Priester sind, darf sich niemand selbst hervortun und sich unterwinden, ohne unser Bewilligen und Erwählen das zu tun, wozu wir alle gleiche Gewalt haben.“ (An den christlichen Adel, WA 6, 408,11f).

[6] (Rudolf Roosen, Kirchengemeinde – Sozialsystem im Wandel).

[7] Vgl. Was sollen Diakone und Diakoninnen können? Kompetenzmatrix für die Ausbildung von Diakoninnen und Diakonen im Rahmen der doppelten Qualifikation, erarbeitet und beschlossen von der „Ständigen Konferenz der Ausbildungsleiter und –leiterinnen im VEDD“ (KAL) im Frühjahr 2004 (IMPULS III/2004; vgl. Impuls I/2008.

[8] Hier vor allem geht um das „Kongruieren“ (R. Merz).

[9] nach Collins und Benedict bzw. neu nach Anni Henschel (Pastoraltheologie 2008).

[10] Spannend sind Formen milieuspezifizischer Religiosität: Was ist andern Leuten heilig? Vgl. L. Boff, kleine Sakramentenlehre; Spiritualität der Feuerwehrleute.

VEDD

IMPULS

Impressum

Herausgeber:
Verband Evangelischer Diakonen-, Diakoninnen- und Diakonatsgemeinschaften in Deutschland e. V. – VEDD
Glockenstraße 8, 14163 Berlin
Tel. 030 / 80 10 84 04
E-Mail: vedd@vedd.de
Internet: www.vedd.de

Verantwortlich: Diakon C. Christian Klein

Gestaltung: www.lothar-simmank.de